

APuZ

Aus Politik und Zeitgeschichte

65. Jahrgang · 26–27/2015 · 22. Juni 2015



Nomaden

Jörg Gertel

Nomaden – Aufbrüche und Umbrüche
in Zeiten neoliberaler Globalisierung

Ulrike Jureit

Herrschaft im kolonialen Raum:
Territorialität als Ordnungsprinzip

Robert Kindler

Sesshaftmachung als Unterwerfung –
Die kasachischen Nomaden im Stalinismus

Ines Stolpe

Truly Nomadic? Die Mongolei im Wandel

Anna Lipphardt

Der Nomade als Theoriefigur, empirische Anrufung und
Lifestyle-Emblem. Auf Spurensuche im Globalen Norden

Editorial

„Das große Heer der Arbeitsnomaden“, so betitelte die „Zeit“ im Sommer 1962 einen Artikel über die zunehmende Anzahl von Pendlern im Stuttgarter Raum. Von diesen „hin- und herwandernden Arbeitsheeren“ gehe eine beträchtliche Beunruhigung aus: „Wenn im Leben sesshafter Bürger nomadenhafte Züge plötzlich solche Bedeutung erlangen, so zeigt dies, daß unsere klassische Raumvorstellung von Stadt und Umland nicht mehr stimmt.“ Hier offenbart sich, wie sich unsere Vorstellungen von Raum und Mobilität gewandelt haben: Wer täglich zur Arbeit pendelt, wird kaum mehr als Vorreiter mobiler und multilokaler Arbeitsformen wahrgenommen. Heute überwiegt das Bild eines dank digitaler Technologie von Ort und Zeit entbundenen „Arbeitsnomaden“.

Mit traditionell nomadisch lebenden und wirtschaftenden Gruppen haben diejenigen, die einen solchen postmodernen Lifestyle praktizieren, fast nichts gemeinsam. Verkürzt dargestellt, zählen letztere zu den Gewinnern, erstere zu den Verlierern einer globalisierten Welt und Wirtschaft. Die Privatisierung von Land entzieht vielen Nomaden althergebrachte Gewohnheitsrechte bei der Nutzung von Weideland; Klimawandel und Umweltzerstörungen engen den Lebens- und Wirtschaftsraum zusätzlich ein. Auf den internationalen Märkten können nur wenige nomadische Nischenprodukte aus Asien und Afrika, etwa die Kaschmirwolle, bestehen.

Öffentliche Verwaltungen und andere staatliche Autoritäten betrachten zudem die Nicht-Sesshaftigkeit permanent oder zyklisch umherziehender Gruppen seit der Frühen Neuzeit oft als rückständig und als Problem für deren bürokratische Erfassung. So stießen etwa während der Kolonialzeit unterschiedliche Raumordnungsvorstellungen aufeinander, als die Europäer ihr Modell des Territorialstaates Gebieten oktroyierten, die stark von nomadischer und halbnomadischer Lebensweise und nicht-territorialen Herrschaftsformen geprägt waren. Ein zweites Beispiel liefert die Sowjetunion der stalinistischen Ära: Hier wurde nicht nur zwangskollektiviert, sondern auch zwangsweise sesshaft gemacht. (Unkontrollierte) Mobilität stand und steht Vorstellungen effektiven Regierens häufig entgegen.

Anne Seibring

Jörg Gertel

Nomaden – Aufbrüche und Umbrüche in Zeiten neoliberaler Globalisierung

Die Welt ist erneut in Bewegung geraten: Durch Kriege und bewaffnete Konflikte, Armut und Umweltzerstörung sind Millionen von Menschen gegenwärtig auf der Flucht.

Jörg Gertel

Dr. rer. nat. habil.; Professor für Wirtschaftsgeographie und Globalisierungsforschung; Sprecher des beendeten Sonderforschungsbereichs zu Nomaden „Differenz und Integration“; Institut für Geographie, Universität Leipzig, Johannisallee 19a, 04103 Leipzig.

Für andere ist die tägliche Mobilität, das Pendeln zum Arbeitsplatz oder auch die saisonale Arbeitsmigration Teil ihres Alltags. Eingebunden in diese Dynamiken der Moderne leben auch Nomaden. „Nomaden“ –

ein Wort, das heute bei vielen Europäern romantische Vorstellungen weckt. Doch nur wenige von uns sind ihnen jemals begegnet. Die Vorstellungen und Zuschreibungen sind umso abenteuerlicher. Nomaden gelten häufig als wild, freiheitsliebend, kriegerisch und geheimnisumwoben. Mobilität wird verklärt. In vielen Ländern, nicht nur Afrikas und Asiens, sind Nicht-Sesshafte den Behörden ein Dorn im Auge. Mit Herden und Zelten dem Regen und der Weide zu folgen, wird regelmäßig als Paradebeispiel für Rückständigkeit und Unzivilisiertheit verurteilt. Eine ganz andere Seite am Nomadentum hat in jüngerer Zeit die Tourismusbranche entdeckt: Nomadische Gruppen werden in Werbeprospekten häufig als vom Aussterben bedrohte, seltene Kulturen inszeniert, die es möglichst bald vor ihrem Verschwinden zu erleben gilt. Wieder andere denken bei Nomaden vor allem an die großen Dürren und Hungerkrisen der 1970er und 1980er Jahre, die viele afrikanische Tierhalter der Verarmung ausgesetzt und in die Slums von großen Ballungszentren getrieben haben.

Doch wie steht es gegenwärtig um die Nomaden? Ist ihr Überleben im Zeitalter der Globalisierung angesichts veränderter poli-

tischer, kultureller und sozioökonomischer Rahmenbedingungen tatsächlich bedroht? Und wenn ja, wie reagieren Nomaden in unterschiedlichen Teilen der Welt auf neue Risiken, denen sie und ihre Tiere ausgesetzt sind? Welche Vorteile bietet nomadische Viehhaltung angesichts steigender Nahrungsmittel- und Energiepreise? Können nomadische Produktionssysteme in Zeiten globaler Hunger- und Finanzkrisen gar ein Zukunftsmodell sein?

Bevor diese Fragen aufgegriffen werden, sind zunächst einige Merkmale herauszustellen:¹ Offensichtlich ist Mobilität für nomadische Gruppen von zentraler Bedeutung. Viele Nomaden erschließen sich durch Weidewanderungen unterschiedlichster Radien und Frequenzen den Zugang zu natürlichen und sozialen Ressourcen. Entsprechend sind Nomaden Menschen, deren Alltag durch permanente oder zyklische Mobilität gekennzeichnet ist. Jedoch existieren auch andere Formen der Mobilität, wie etwa die saisonale Wanderarbeit durch sogenannte Dienstleistungsnomaden. Allerdings haben auch Nomaden ein Territorium, bedeutsame Orte und eine Heimat, in der sie sich bewegen. Weiterhin ist festzuhalten, dass Nomaden und Sesshafte in ihrer langen Geschichte durch wirtschaftliche, politische und kulturelle Austauschprozesse eng miteinander verbunden sind. Nomadismus ist kein separates gesellschaftliches Phänomen, kein Sonderweg menschlicher Lebensformen, sondern Teil des ineinandergreifenden gesellschaftlichen Gefüges. Nomadische Vorstellungen von sozialer Ordnung, Moral, Recht und Werten stehen dabei in permanenter Wechselwirkung mit gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen. Eine weitere grundlegende Position hängt mit den vielfältigen Ausprägungen nomadischer Lebensweisen sowie mit verschiedenartigen Organisationen extensiver Weidewirtschaft zusammen. Letztere ist durch die Nutzung großer bis sehr großer Flächen gekennzeichnet und reicht von der nomadischen Nutzung in den Trockengebieten bis zur industriellen Schafzucht in Neuseeland, dem Ranching in den semiariden (überwiegend trockenen) Gegenden der westlichen USA oder der Rinderhaltung in der südamerikanischen Pampa. Angesichts der Vielfalt nomadischer Lebenswelten

¹ Vgl. Jörg Gertel/Sandra Calkins (Hrsg.), *Nomaden in unserer Welt*, Bielefeld 2011.

ist daher nicht von einem eindeutigen Kern des „Nomadischen“ zu sprechen. Viel eher sind Flexibilität und die ständige Anpassung an sich wandelnde ökologische und sozioökonomische Bedingungen typische Kennzeichen des Nomadismus. Der nomadische Alltag ist vor allem durch zwei Aspekte geprägt, die im Folgenden genauer betrachtet werden: dem mobilen Zugang und der flexiblen Nutzung von Land – besonders Weideland – und von den Möglichkeiten der Vermarktung ihrer Produkte in einer globalisierten Welt.

Weideland: Niemandland oder Jemandland?

Für Nomaden und andere Viehhalter ist Weideland von besonderer Bedeutung. Es erstreckt sich über etwa 40 Prozent der Landoberfläche der Erde. Allein seine extensive nomadische und pastorale Nutzung[¶] liefert zehn Prozent der globalen Fleischproduktion und ermöglicht die Existenzsicherung von 100 bis 200 Millionen Haushalten. Im Vergleich zur intensiven industriellen Bewirtschaftung ist die extensive Weidenutzung nachhaltiger und wird sogar als produktiver beurteilt.[¶] Weideland wird zudem als Ökosystem geschätzt. Es trägt dazu bei, Biodiversität aufrechtzuerhalten, die Auswirkungen des Klimawandels abzufedern und Desertifikation (Wüstenbildung) Widerstand zu leisten.[¶] Nomadische Landnutzung und extensive Weidewirtschaft konkurrieren allerdings immer stärker mit anderen Formen der Landnutzung. Ausgreifende Urbanisierung, landwirtschaftliche Erschließungen und staatliche Interventionen entfalten territoriale Wirkungen und manifestieren sich häufig in neuen Eigentums- und Landrechten. Mehr denn je leisten wirtschaftliche Globalisierung und der risikobehaftete Finanzkapitalismus diesen Entwicklungen Vorschub; sie verändern unsere Lebensbedingungen nicht nur an der Oberfläche. Der globale Neoliberalismus – die Zurückdrängung staatlicher Regulationsmacht und die Privatisierung wirtschaftlicher

¶ Pastoral bedeutet eine Landnutzung mit extensiver Weidewirtschaft, die im Gegensatz zur nomadischen stationär betrieben wird.

¶ Vgl. Ian Scoones, *Living with Uncertainty: New Directions in Pastoral Development in Africa*, London 1995.

¶ Vgl. Henning Steinfeld et al., *Livestocks Long Shadow*, Rom 2006.

Organisation – hinterlässt gesellschaftliche Tiefenwirkungen. Weiderechte sind massiven Veränderungen ausgesetzt, mit teilweise gravierenden Folgen. Gemeinschaftliche Nutzungen von Land und insbesondere von Weiden, die rechtlich nur schwach geschützt sind, verschwinden und unterliegen der Durchsetzung von Privateigentum. Zudem greifen jenseits von Nomaden und Farmern neue Akteure wie Investoren, Spekulanten und Banken auf das verbleibende Weideland zu. Wie wirken sich diese Dynamiken auf die Perspektiven von Nomaden aus?

Zur Beantwortung dieser Frage sind zunächst die grundlegenden Eigenschaften von Land zu nennen: Land ist vor allen Dingen unbeweglich, es ist immobil, hat eine territoriale Dimension und einen unverrückbaren Standort. Land ist zudem fast immer aufgeladen mit persönlichen Geschichten und Identität, es stellt vielfach eine kognitive Referenz von „Heimat“ dar. Darüber hinaus ist Land produktiv. Es kann Erträge hervorbringen und Tiere sowie Menschen ernähren. Schließlich bietet Land Sicherheiten, ökonomische und soziale. Es kann symbolisch und materiell „beliehen“ werden. Vor diesem Hintergrund ist die Geschichte der privaten Aneignung und der staatlichen Regulation von Land- und Weiderechten zu lesen. Vier Phasen bilden das Grundgerüst nomadischer Positionen im globalen Gefüge ambivalenter Landrechte; diese überlagern sich und entfalten je nach regionalem Kontext unterschiedliche Auswirkungen.

An erster Stelle ist gerade für Europa die Auflösung der Allmende zu nennen, also des gemeinschaftlich genutzten und öffentlich zugänglichen Landes. Gemeinschaftseigentum wurde im Laufe der Geschichte – besonders drastisch im England des 16. Jahrhunderts – zunehmend durch Hecken oder Zäune begrenzt und privat angeeignet.[¶] Zweitens ist die europäische Kolonialherrschaft anzuführen, die vielfach mit Einsatz direkter Gewalt, insbesondere in Afrika und Asien, völlig neue Grenzen zog. Dadurch trennte sie lokale Gesellschaften – besonders nomadische Gruppen – territorial, brachte neue po-

¶ Vg. Nicholas Blomley, *Law, Property, and the Geography of Violence: The Frontier, the Survey, and the Grid*, in: *Annals of the Association of American Geographers*, 93 (2003) 1, S. 121–141.

litische (nationale) Gebilde hervor und veränderte traditionelle Landrechte grundlegend. Allein das British Empire besetzte und prägte im Laufe der Zeit mehr als ein Viertel der globalen Landfläche nach seinen Vorstellungen – die größte Landschaftstransformation unter kolonialen Bedingungen.¹⁶ Traditionelle Landrechte und ihre Relikte existieren seither nur noch parallel zu nationalen, staatlichen Ansprüchen. Dies befördert gegenwärtige Konfliktkonstellationen bei der Nutzung von Weideland. Drittens entstanden mit der internationalen Blockbildung nach dem Zweiten Weltkrieg parallel zu kapitalistischen auch sozialistische Eigentumsregime, wodurch sowohl Land als auch andere Produktionsmittel wie Tiere kollektiviert wurden. Dies betraf nicht nur Osteuropa und Asien, sondern strahlte als arabischer beziehungsweise afrikanischer Sozialismus auch bis Syrien, Ägypten und Tansania aus. Bestehende Eigentumsverhältnisse, traditionelle sowie koloniale Landrechte, etwa britischer oder französischer Provenienz, wurden außer Kraft gesetzt oder nochmals überlagert.

Seit den 1980er Jahren greift im Nachgang der internationalen Schuldenkrise als viertes Prozessbündel die neoliberale Globalisierung, die mit großem Druck weltweit auf die Privatisierung von Land und anderen Eigentumsrechten setzt.¹⁷ Nach der Devise „mehr Markt, weniger Staat“ mussten postkoloniale Regierungen ihre Wirtschaften öffnen, restriktive Sparmaßnahmen umsetzen, Zollschränken abbauen und ausländische Direktinvestitionen zulassen. Auch in den postsozialistischen Ländern fanden seither massive Privatisierungsschübe statt. Produktionsgenossenschaften und Volkskommunen wurden aufgelöst, die Herden wie etwa in der Mongolei oder in China/Tibet an die lokale Bevölkerung verteilt und neue private Rechte durch die Vergabe von Lizenzen zur Pacht von Weiden vergeben.¹⁸

¹⁶ Vgl. A. J. Christopher, *The British Empire at Its Zenith*, London–New York 1988.

¹⁷ Vgl. Bertram Turner/Melanie G. Wiber, *Paradoxical Conjunctions: Rural Property and Access to Rural Resources in a Transnational Environment*, in: *Anthropologica*, 51 (2009), S. 3–14.

¹⁸ Vgl. Carol Kerven, *Prospects of Pastoralism in Kazakstan and Turkmenistan. From State Farms to Private Flocks*, London–New York 2003; Herrmann Kreutzmann (Hrsg.), *Pastoral Practices in High Asia*, Dordrecht u. a. 2012.

Land wird damit immer mehr zum Spekulationsobjekt; eine Entwicklung, die beschleunigt wird durch die internationale Finanzkrise seit 2008, da die Anleger auf der Suche nach neuen Sicherheiten nun wieder in Land investieren. Jüngster Ausdruck ist der Kauf oder die langjährige Pacht von Agrarflächen durch ausländische Investoren.¹⁹ Im Gegensatz zum europäischen Kolonialismus erfolgt diese Landnahme kaum noch mit direkter Gewalt, auch wenn sie im Einzelnen Vertreibungen zur Folge hat. Sie wird vielmehr über Verträge abgewickelt, greift häufig zeitversetzt und wenig sichtbar in lokale Zusammenhänge ein.²⁰ Diese Aneignung von Land erfolgt daher zwar selektiv und fragmentiert, dennoch wird Weide- und Agrarland der lokalen Bevölkerung systematisch für Jahrzehnte oder gar für immer entzogen. Bei solchen „kalten Enteignungen“ wird vor allem indirekte Gewalt wirksam; eine Gewalt, die ins Sozialsystem eingeschrieben ist und den Abstand zwischen dem Potenziellen (dem was hätte sein können) und dem Aktuellen (dem was ist) vergrößert.²¹

Neben der ökonomischen stehen zwei weitere Perspektiven im Fokus: die von Nomaden und die von Staaten. Aus nomadischer Sicht ist zu bedenken, dass Weideland kein homogenes Territorium darstellt, sondern sich sehr komplex gliedert, etwa in sonnen- oder windexponierte, schattige, trockene, wasserreiche oder salzhaltige Böden und Orte, die komplementäre Eigenschaften für eine pastorale Nutzung hervorbringen. Natürliche Ressourcen sind weit und spärlich über ein Territorium verteilt und nur saisonal und unter bestimmten Umständen nutzbar. Große Erfahrung ist notwendig, um mit der Variabilität von Niederschlägen, der spezifischen Herdenkomposition, dem lageabhängigen Bewuchs und den schwer vorauszusehenden Nutzungsansprüchen von Dritten umzugehen. Dies alles muss zusammenhängend bewertet werden, um die Ansprüche an Weiden

¹⁹ Vgl. Marc Edelman/Carlos Oya/Saturnino M. Borras, *Global Land Grabs: Historical Processes, Theoretical and Methodological Implications and Current Trajectories*, in: *Third World Quarterly*, 34 (2013) 9, S. 1517–1531.

²⁰ Vgl. Jörg Gertel/Richard Rottenburg/Sandra Calkins (Hrsg.), *Disrupting Territories: Land, Commodification and Conflict in Sudan*, Woodbridge 2014.

²¹ Vgl. Johan Galtung, *Gewalt, Frieden und Friedensforschung*, in: Dieter Senghaas (Hrsg.), *Kritische Friedensforschung*, Frankfurt/M. 1971, S. 55–104.

saisonal und institutionell zu justieren. Nomadische Weidenutzung ist daher gleichzeitig mobil, hochgradig flexibel und jedenfalls sensibel. Fällt nur eine Weide aus, kann dies das gesamte Nutzungsgefüge bedrohen.

Staatliches Handeln spielt für den Status und die Nutzung von Land ebenfalls eine besondere Rolle: Der Staat kann Grenzen um und durch Standorte errichten; Enteignungen, Deportationen und Vertreibungen veranlassen oder dulden, also Heimat entziehen; er kann Produktionsmöglichkeiten einschränken und Rechtsansprüche, aus denen Sicherheiten abzuleiten wären, verwehren. Moderne Staaten haben die territorialen Hoheitsrechte und das Gewaltmonopol inne. Nomadisches Weideland versperrt sich allerdings bis heute oft staatlicher Kontrolle: Es liegt in der Regel entfernt von sesshaften, städtischen Zentren, erstreckt sich häufig über Grenzgebiete und umfasst Wüsten oder Gebirge. Aus Sicht der Sesshaften, also aus der Perspektive von Planern, Bürokraten und Investoren, wird es als weitgehend unbewohnt wahrgenommen und offen für die Landnahme und die Aneignung von außen angesehen. In diesem Sinne scheint Weideland einem unregulierten Niemandsland nahe zu kommen. Analog steht das Nomadische wie kaum ein anderer Begriff nicht nur gegenwärtig für das Fremde, das nicht Eigene. Immer wieder wurden und werden mit Nomaden von staatlicher Seite auch Bedrohung und Unsicherheit assoziiert. Die lange Geschichte der Interaktionen zwischen Nomaden und Sesshaften spiegelt dieses Spannungsfeld von räumlich mobiler, zeitlich flexibler, individuell nicht festgeschriebener Ressourcennutzung gegenüber standortfester, invariabler und fixierter Ressourcennutzung wider, die sich in der gesellschaftlichen Differenzkonstruktion von Sesshaften/Nomaden und Eigen/Fremd festschreibt.¹² Unbestimmtheiten scheinen bedrohlich, nomadisches Weideland muss vermessen, eingeteilt, reguliert und „von Jemandsgematik überlagert und verinnahmt werden“.¹³

¹² Vgl. dazu die Ergebnisse des Sonderforschungsbereichs „Differenz und Integration“ unter www.nomadsed.de.

¹³ Jens Badura, Niemandsland – Sondierungen zur Ethik im Kontext der Mondialisierung, in: Susanne Kollmann/Kathrin Schödel (Hrsg.), PostModerne De/Konstruktionen, Münster 2004, S. 61–75, hier: S. 61.

Weideland ist allerdings weder ein „unbesetzter Raum“, noch ein „Raum ohne Ansprüche“ und aus Sicht der Nomaden auch kein unbestimmter „Zwischenraum“. Im Gegensatz zu einem utopischen Niemandsland war und ist sowohl der Zugang als auch die Nutzung von Weideland geregelt; zwar nicht (immer) durch den Staat und kaum durch private Rechte an Land, sondern vielmehr durch lokale Nutzergruppen und ihre Gewohnheitsrechte. Allerdings ändert sich dies dramatisch: Sowohl der Staat als auch globale Marktmechanismen lösen traditionelle Weiderechte und nachhaltige Nutzungsformen auf.

Architektur der Privatisierung

Eigentum ist keine statische, bereits immer schon existierende Einheit, sondern abhängig von aktivem Handeln, das Ansprüche gegenüber anderen hervorbringt.¹⁴ Während der Einsatz direkter Gewalt gerade bei (kolonialen) Staatsgründungen die Möglichkeit bietet, ein neues Eigentumsregime zu gründen, ermöglicht erst die Vermessung dauerhafte De- und Re-Territorialisierungen. Kartierungen verzeichnen deren Manifestierungen, repräsentieren und konservieren Landeigentum. Die koloniale Grenze beziehungsweise der Grenzverlauf und deren symbolische und praktische Befestigung trennt ein Innen (staatlich garantierte Rechte von Eigentum) vom Außen (scheinbar unsichere, unterentwickelte und nicht regulierte Rechte); sie unterscheiden somit auch das Zivilisierte vom Wilden oder die Sesshaften von den Nomaden. Dabei wird Landeigentum zunehmend als auf Fakten und Zahlen reduzierbar dargestellt und dadurch die Konzeption von Verbundenheit und Verantwortlichkeit gegenüber einer Gemeinschaft unterminiert und ausgeblendet. Land wird von den gelebten sozialen Beziehungen getrennt und herausgelöst – es bekommt einen Warencharakter und kann, jenseits aller damit verbundenen Identitäten, „frei“ gehandelt werden. Die Technologie der Vermessung hilft, den Raum zu neutralisieren, auf ein Territorium zu abstrahieren und dieses von seinen darin eingeschriebenen sozialen Praktiken und Geschichten zu entleeren. Rechte – im Kern

¹⁴ Vgl. Carol M. Rose, Property and Persuasion: Essays on the History, Theory, and Rhetoric of Ownership, Boulder 1994.

Eigenschaften von Personen gegenüber anderen Personen – werden, rhetorisch verkürzt, lediglich als Rechte an Land, als Land- und Territorialrechte dargestellt und erlebt.

Im historischen Gefüge verschieben sich kollektive Land- und Nutzungsrechte von Gemeinschaften in Richtung privater Eigentumsrechte. Der Zugang zu Land wird exklusiver, ausschließender. Gesellschaften wandeln sich: Die Kommodifizierung von Land und die Kommerzialisierung von Landmärkten nehmen dramatisch bis in die Spitzen internationaler Immobilienspekulationen zu. Die soziale Kontrolle über Landnutzung verändert sich. Einerseits wird der Staat zum wichtigsten Akteur, da er die territorialen Hoheitsrechte des jeweiligen Landes verwaltet. Entsprechend bildet Staatseigentum an Land gegenwärtig fast überall die unterliegende Struktur, während Privateigentum die darin eingebettete wichtigste Rechtsform geworden ist. Andererseits kaufen neue Akteure über Staatsfonds und andere Finanzinstrumente „fremdes“ Land in großem Stil auf.¹⁵ Eine De-facto-Privatisierung ist die Folge. Weideland bietet dabei oft die einfachsten Zugriffsmöglichkeiten und ist scheinbar frei für andere Nutzungen. Nomaden und Bauern haben gegenüber dem Staat und den neuen Investoren nur „weiche“ Rechte, insbesondere dann, wenn sie kollektiv verfasst sind. Mehr noch: Viele Nomaden und indigene Gruppen haben Raum- und Nutzungskonzeptionen, die der Messbarkeit von klar abgrenzbaren Einheiten entgegenstehen.

Landrechte beruhen heute jedoch vor allem auf westlichen Klassifikationen: Zu unterscheiden sind beispielsweise Staatsland, Privateigentum, privater Pachtbesitz, kommunaler Besitz und Gewohnheitsrechte. Sie umfassen je spezifische Rechtsbündel: von Rechten des Zugangs zum Land, des Ausschlusses von anderen Personen, zum Recht der Nutzung von (bestimmten) Ressourcen und der Möglichkeit, den Rechtstitel an andere zu verkaufen, zu verpachten oder zu vererben, bis hin zu Kompensationsansprüchen bei Schädigung oder Enteignung. Die jeweiligen Rechtsbündel sind entsprechend asymmetrisch verteilt. Außerdem sind sie in verschiedene Legitimierungsbezüge einge-

bunden: Im Mittelpunkt steht dabei der Nationalstaat mit dem Hoheitsrecht über sein Territorium. Erst nachgelagert gelten die unterschiedlichen Rechtsbündel von Privateigentum, Pachtbesitz oder Gewohnheitsrecht. Daraus folgt, dass sich Privateigentum allein gegenüber dem Staat legitimieren muss; Pachtbesitz gegenüber dem Eigentümer und dem Staat; kommunaler Besitz gegenüber dem Staat, eventuell aber auch gegenüber der Gemeinde und privaten Eigentümern. Die Rechtsbündel werden damit ausgehend vom Privateigentum bis zur Illegalität immer schwächer, während gleichzeitig die Legitimierungsbezüge immer komplexer ausfallen. Diese, in der Gegenwart gängige Situation, müsste nicht zwingend so sein. Denn sie gilt nur, wenn sesshafte Klassifikationssysteme von Territorialität und Eigentum zugrunde gelegt werden. Sie begreifen Landeigentum nicht als einen mehrdimensionalen Ort, sondern als zweidimensionale Parzelle mit eindeutigen Grenzen. Land wird nicht als vielfältig und als niemals endgültig zuordenbar verstanden, sondern als standardisierbare Ware behandelt, die – wenn sie erst privatisiert ist – ohne weitere Pflichten gegenüber der Gemeinschaft vor allem Rechte für Einzelne kennt.

Werden vor diesem Hintergrund typische gewohnheitsrechtliche Konstellationen bei Nomaden betrachtet, so wird deutlich, dass es sich – entsprechend heute gängiger sesshafter Sichtweise – um relativ schwache Rechte handelt. Wenn asymmetrische Rechtsansprüche aufeinandertreffen (etwa Privateigentum und Gewohnheitsrecht) ist gegen den höherrangigen Anspruch (Privateigentum) kaum etwas auszurichten. Hinzu kommt, dass die engen territorialen Referenzsysteme westlicher Eigentumsrechte sich nicht nur in den Globalen Süden ausgebreitet haben. Auch die weiter greifenden Verfahren der Konfliktaustragung haben sich geändert: Aus der Mündlichkeit von Verträgen und aus Überlieferungen können kaum mehr Rechtstitel an Land begründet werden, sondern allein schriftliche Verträge entfalten Gültigkeit. Neben dem Alter der Ansprüche ist zudem die Gewalttätigkeit bei der Durchsetzung für den letztendlichen Zugang und die Nutzung von Ressourcen ausschlaggebend. Der Zugang und die traditionelle Nutzung weidewirtschaftlicher Ressourcen kann allerdings vereinzelt erfolgreich sein, etwa wenn es traditionel-

¹⁵ Vgl. J. Gertel/R. Rottenburg/S. Calkins (Anm. 10).

len Nutzergruppen gelingt, ihre Ansprüche im globalisierten Bezugsrahmen als indigene Rechte zu reformulieren.¹⁶

Festzuhalten ist, dass Konflikte ein Grundmerkmal jedes gesellschaftlichen Zusammenseins sind. Sie stellen weder die Ausnahme dar, noch sind sie notwendigerweise destruktiv. Sie können ebenso zur Integration von Gesellschaften beitragen, wie dazu, diese zu zerbrechen.¹⁷ Im Feld der konkurrierenden Ansprüche um Weideland wird allerdings deutlich, dass sich private Ansprüche westlicher Provenienz oft gewaltsam durchsetzen. Vielfach legitimiert durch den Staat, kaufen private Interessengruppen „fremdes“ Land. Es sind dabei kaum die traditionellen Nutzer, sondern Regierungen, die Rechte an Weideland veräußern oder Konversionen, etwa in Agrarland, tolerieren und traditionelle Nutzungsansprüche systematisch übergehen. Weideland war zu keinem Zeitpunkt ein Niemandsland, doch gegenwärtig wird Weideland immer stärker zum Jemandland; es wird auf „Jemanden verpflichtet“ und der Allgemeinheit entzogen. Während Enteignungen durch den Staat nur dann stattfinden können, wenn sie dem Allgemeinwohl dienen und die Eigentümer eine Kompensation erhalten, erfolgen die Aneignungen von Weideland häufig weder zugunsten des Allgemeinwohls noch gegen Leistung von Entschädigungen an traditionelle Nutzergruppen.

Dynamiken ökonomischer Räume

Wie gestalten sich vor diesem Hintergrund die sich verändernden Wirtschaftsräume von Nomaden, Pastoralisten und Farmern, die extensive Weidewirtschaft betreiben? Dazu ist zunächst festzuhalten, dass besonders Nomaden auf kargen Weiden Erträge erwirtschaften, die andere wirtschaftliche Aktivitäten bisher kaum dauerhaft erreichen konnten. Während ihre Produktionsleistungen bemerkenswert sind, erfolgen sie keineswegs abgekoppelt von größeren Wirtschaftskreisläufen. Kein Nomade oder Farmer ernährt sich allein durch Produkte der Viehwirtschaft, son-

dern ergänzt diese durch agrarische Erzeugnisse und Waren vom Markt. Beispiele für den Austausch von Produkten zwischen Nomaden und Sesshaften sind Milch, Fleisch, Wolle und Tierkot (Dünger) gegen Getreide und Weiderechte. Vieh übernimmt zudem auch andere Funktionen; es ermöglicht Transporte, steht als Nahrungs- und Kapitalreserve sowie generell als Absicherung gegenüber Krisen zur Verfügung. Doch das Wissen über diese ökonomischen Bedeutungen ist bisher gering, nationale Statistiken erfassen Nomaden und ihre Produkte kaum und falls doch, ist die Qualität der Daten oft fragwürdig. Damit bleiben die Erzeugnisse der Subsistenzproduktion und die nomadische Wirtschaftsleistung insgesamt weitgehend unsichtbar.

Die Geschichte der nomadischen und pastoralen Produktionssysteme hat aufgrund der kolonialen Vergangenheit in Afrika und Asien sowie infolge der sozialistischen Erfahrungen und der frühen Marktintegration industrialisierter Staaten unterschiedliche Strukturen hinterlassen, die sich auf die aktuellen Vermarktungssysteme auswirken.¹⁸ In jeweils verschiedener Komposition verzahnen sich hierbei drei Transformationsbündel: die Verschiebungen von der Subsistenz zur Marktproduktion, die Übergänge von der Planwirtschaft zur Marktproduktion und die wachsende Integration und Finanzialisierung globalisierter Waren- und Wertschöpfungsketten. Dabei ist zu bedenken, dass nomadische und pastorale Produktionssysteme miteinander konkurrieren, jedoch unterschiedliche Voraussetzungen haben: Während eine Herde mit 500 Schafen und Ziegen im nomadischen Kontext eine große Herde darstellt, die viele Arbeitskräfte bindet und Großfamilien versorgen kann, erreichen bereits die durchschnittlichen Herden exportorientierter Betriebe in Australien oder Neuseeland leicht 5000 Tiere, zu deren Versorgung aufgrund des extensiven Weidemanagements nur ein bis zwei Arbeitskräfte benötigt werden. Fünf Kennzeichen charakterisieren die aus diesen Bedingungen hervorgehenden Wirtschaftsräume:

Erstens, die nomadischen Produkte in Afrika und Asien, insbesondere Fleisch, erreichen, obwohl sie zunehmend kommerzi-

¹⁶ Vgl. Judith Miggelbrink et al. (Hrsg.), *Nomadic and Indigenous Spaces. Productions and Cognitions*, Farnham 2013.

¹⁷ Vgl. Julia M. Eckert, *Anthropologie der Konflikte. Georg Elwerts konflikttheoretische Thesen in der Diskussion*, Bielefeld 2004.

¹⁸ Vgl. Jörg Gertel/Richard Le Heron (Hrsg.), *Economic Spaces of Pastoral Production and Commodity Systems. Markets and Livelihoods*, Farnham 2011.

alisiert sind, kaum internationale Standards. Die Vermarktungswege beschränken sich abgeschottet durch Zölle, Regulationen und Grenzen vielfach auf den nationalen Raum, den nahen Grenzhandel oder regionale Märkte. Dennoch sind Millionen von nomadischen Haushalten von ihrem Vieh abhängig, um ihre Existenz zu bestreiten. Während Fleischprodukte von ihren Rindern, Schafen, Ziegen oder Yaks somit kaum jemals zahlungskräftige Konsumenten in den urbanen Zentren Europas oder Nordamerikas erreichen, gelangen allerdings einige Nischenprodukte auf die internationalen Exportmärkte: So zirkulieren etwa Kaschmirwolle aus der Mongolei, Geweihe aus Sibirien oder Raupenpilze (ein traditionelles Medizinprodukt) aus Tibet über weite Distanzen und prägen transnationale Warenketten.

Zweitens, weidewirtschaftliche pastorale Produktionsgebiete, die für die weltweiten Exportmärkte von Bedeutung sind, bleiben regional konzentriert: Der globale Markt für Schaf- und Lammfleisch wird durch Australien und Neuseeland dominiert, ebenso wie die Exportmärkte für Wolle. Demgegenüber stammt etwa die Hälfte der weltweiten Rindfleischexporte aus vier lateinamerikanischen Ländern (Brasilien, Argentinien, Uruguay und Paraguay). Große nationale Tierbestände bedeuten dabei nicht automatisch ein großes Exportvolumen. Wiewohl beispielsweise China einen der weltweit größten Produzenten für Fleisch und Wolle darstellt, ist es aufgrund seines hohen Eigenbedarfs ein Nettoimporteur.

Drittens, die Beziehungen, die Produzenten und Konsumenten miteinander verbinden, gestalten sich kontinuierlich neu – dies ist prägend für ökonomische Räume, die sich aus nahen und fernen Beziehungen konstituieren. So gelangen beispielsweise lebende Schafe aus Westaustralien, die auf Frachtern transportiert werden, als potenziell nach islamischen Regeln zu schlachtende *Halal*-Produkte in die arabischen Golfstaaten und konkurrieren in Saudi-Arabien mit anderen Lebendimporten aus Somalia und dem Sudan sowie mit tiefgefrorenem Fleisch aus Neuseeland. Gleichzeitig verändern sich durch Urbanisierung, Kaufkraftgewinne sowie neue Einzelhandelsstrukturen (Hypermärkte und Malls) lokale Konsumkulturen und Ernährungsgewohnheiten. Fertigprodukte werden zunehmend nachgefragt. So beträgt der glo-

bale *Halal*-Markt mittlerweile über 600 Milliarden US-Dollar und wächst jährlich mit bis zu 20 Prozent.

Viertens, die Existenzsicherung von Nomaden und Produzenten in postkolonialen, armen Staaten (wie dem Sudan) und in industrialisierten Ländern (wie Neuseeland) sind oft miteinander verbunden. Sie können sogar von den gleichen externen Entscheidungen, politischen Regimen und ökonomischen Regulationen abhängig sein, die sich häufig außerhalb ihrer Einflussnahme befinden. So beruht der Marktzugang von neuseeländischem Lammfleisch in die Europäische Union auf einer garantierten Einfuhrquote; dies schränkt wiederum die Vermarktungsmöglichkeiten etwa von nordafrikanischen Nomaden ein. Gleichzeitig werden Standards und Zertifizierungen immer wichtiger: Die international tätigen Einzelhandelsketten wie Aldi, Rewe, Carrefour oder Walmart steuern und kontrollieren dabei zunehmend die Warenketten, während die Produzenten immer geringeren Einfluss haben.

Fünftens spielen darüber hinaus unsere Entscheidungen als Konsumenten in der hochtechnisierten Welt des globalisierten Güterausbaus eine wachsende Rolle für die Zukunft der Nomaden. Wird neuseeländisches Lammfleisch in einem europäischen Supermarkt gekauft, übermittelt der an der Kasse gelesene Barcode in Echtzeit im 18000 Kilometer entfernten Neuseeland sofort alle relevanten Informationen (Kaufzeitpunkt, Eigenschaften des Produkts, Herkunft). Unser Kaufverhalten entscheidet hier über das Leben von Tieren dort, und durch die Vielzahl von individuellen Konsumpräferenzen stimmen wir über die Wirtschaftlichkeit eines kompletten Produktionssystems ab. So setzt sich unter Umständen nicht das lokale/regionale Produkt, sondern ein anderes durch. Bezahlen wir dabei elektronisch und verwenden auch noch ein Bonusprogramm, wird unser Konsumverhalten zudem noch ausrechen- und damit kollektiv steuerbar.

Fazit

Die tiefgreifenden Transformationen der vergangenen Jahrzehnte – die Prozesse der Markttöffnung und die Privatisierung von Landrechten, die wirtschaftliche Spezialisierung

und Diversifizierung, die Einbindung nomadischer Produktion in globale Warenketten und die Erosion von Solidarität in lokalen Gemeinden – haben die Lebenszusammenhänge von nomadischen Gruppen vielerorts aufgebrochen und radikal verändert. Einerseits müssen Nomaden heute neue Herausforderungen meistern, um ihre Existenzen zu sichern. Andererseits sind wir alle von diesen Umbrüchen, inklusive der Gewinne und Verluste, betroffen. Drei Prozesse sind zentral:

Erstens, die Handlungsräume für Nomaden werden immer kleiner: Zum einen nimmt das verfügbare Weideland ab, es wird privatisiert und der kollektiven Nutzung entzogen; zum anderen werden die wirtschaftlichen Handlungsoptionen zum Vermarkten ihrer Produkte auf internationalen Märkten durch Regulationen, Standardisierungen und Zugangsbarrieren immer weiter eingeschränkt. Nomadische Gruppen, die ohnehin oft zu den Armen zählen, werden noch weiter ins Abseits gedrängt, Biodiversität geht verloren und offene Landschaften werden verplant.

Zweitens, die Leistungen nomadischen Wirtschaftens, inklusive der Nachhaltigkeit – also der angepasste Umgang mit der Umwelt – bleiben weitgehend unsichtbar; sie werden vielfach unterschätzt, oft gar behindert und durch Entscheidungen der Sesshaften kaum gefördert. Einblicke in den Umgang mit kollektiven Ressourcen gehen ebenso verloren wie Vorbilder für lokal angepasste institutionelle Regelungen und indigenes Wissen.

Drittens, das schwache öffentliche Interesse an Weideland scheint sich erst zu verändern, wenn – wie im Zuge des aktuellen Staatszerfalls im saharischen Afrika (etwa in Mali und Südalgerien) und im Nahen Osten (im Irak und in Syrien) – neue gewalttätige Regime versuchen, sich zu etablieren. Auch hierbei sind nicht nur die Nomaden als Verlierer auszumachen. Krieg und kriegsbedingte Umweltzerstörungen sowie die Privatisierung der Gewalt hinterlassen nur schwer reversible verwüstete Natur- und Soziallandschaften. Nomadische Auf- und Umbrüche bleiben nicht im „dort“, sie betreffen uns alle auch „hier“ und verlangen nach Verantwortlichkeiten und neuen gesellschaftlichen Haftungsprinzipien.

Ulrike Jureit

Herrschaft im kolonialen Raum: Territorialität als Ordnungsprinzip

Der in den 1580er Jahren in Florenz von dem flämischen Maler Jan van der Straet angefertigte Stich „America“ (*Abbildung*), der die Entdeckung der Neuen Welt als Begegnung zwischen dem in Diensten der Familie Medici stehenden Kaufmann und Navigator Amerigo Vespucci und einer nackten Frau in Szene

Ulrike Jureit

Dr. phil., geb. 1964; Historikerin, Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur, Feldbrunnenstraße 52, 20148 Hamburg.
ulrike.jureit@wiku-hamburg.de

setzt, dient mittlerweile in verschiedenen Forschungskontexten dazu, die sexualisierte Kodierung kolonialer Landnahme zu entziffern.¹ Mit Fantasien der Inbesitznahme und Penetration des weiblichen Körpers assoziiert, wird Kolonialisierung als Akt der männlich dominierten Bemächtigung einer unbedeckten Frau gezeigt, die als kulturloser, noch ganz der Wildnis verhafteter Körper präsentiert wird. Der Soziologe Michel de Certeau verstand die von van der Straet gewählte Szene dahingehend, dass sich Vespucci als männlicher Eroberer in den von ihm erweckten und sich ihm anbietenden Körper des neuen Kontinents einschreibt.² Hierfür ist Vespucci auf dem Bild mit mehreren Gegenständen ausgestattet: Kreuzbanner, Schwert und Astrolabium. Und dieses letztere, auf Winkelmessung beruhende Navigationsinstrument gibt

¹ Vgl. Viktoria Schmidt-Linsenhoff, Amerigo findet America. Zu Jan van der Straets Kupferstichfolge *Nova Reperta*, in: Heide Wunder/Gisela Engel (Hrsg.), *Geschlechterperspektiven. Forschungen zur Frühen Neuzeit*, Königstein 1998, S. 372–394; Maïke Christadler, Giovanni Stradanos America-Allegorie als Ikone der Postcolonial Studies, in: *Guernica-Gesellschaft* (Hrsg.), *Jahrbuch „Kunst und Politik“*, Bd. 4, Göttingen 2002, S. 17–33.

² Vgl. Michel de Certeau, *Das Schreiben der Geschichte*, Frankfurt/M. 1991, S. 7.

Abbildung: America, von Theodor Galle nach Jan van der Straet, um 1600



Quelle: Collections artistiques de l'Université de Liège.

Hinweis auf eine weitere Deutungsvariante. Mit Bezug zu Michel de Certeau hat der Literaturwissenschaftler Jörg Dünne überzeugend darauf aufmerksam gemacht, dass sich die europäische Einschreibung offenbar nicht nur auf die Kulturtechnik der Alphabetschrift bezog, wie de Certeau selbstverständlich annahm, sondern darüber hinaus auch Verfahren der räumlichen Orientierung und der territorialen Erfassung des von Vespucci erstmals als *nuova terra* benannten Raumes einschloss.[¶] Auch wenn hier noch die von Handelsinteressen geprägte Expansion zwischen dem 14. und 17. Jahrhundert im Vordergrund steht, verweist das Astrolabium auf eine weitere Dimension kolonialer Landnahme. Die Entdeckung fremder Territorien in Amerika und Afrika zielte nicht nur auf militärische Unterwerfung

[¶] Vgl. Jörg Dünne, *Ortung und Zeichenordnung im Códice Valentim Fernandes: Die portugiesische Atlantikschiffahrt zwischen Raumkalkül und Raumsymbolisierung*, in: Tanja Michalsky/Felicitas Schmieder/Gisela Engel (Hrsg.), *Aufsicht – Ansicht – Einsicht: Neue Perspektiven auf die Kartographie an der Schwelle zur Frühen Neuzeit*, Berlin 2009, S. 141–160.

und ökonomische Ausbeutung, sondern umfasste zugleich auch den Transfer europäischer Raumordnungskonzepte. Die Eroberer kamen eben nicht nur mit Schwert und Bibel, sondern brachten auch ihre in europäischen Kontexten gefertigten Instrumente, Insignien und Praktiken territorialen Ordnens mit.

Kolonialer Staat und territoriale Herrschaft

Dass Europa den Staat erfunden hat, gehört zu den prägnanten Schlagworten, mit denen der Historiker Wolfgang Reinhard seine Forschungen zur Geschichte der Staatsgewalt pointiert hat.[†] Auch wenn er den meisten Europäern heute selbstverständlich erscheint: Der Staat ist weder urwüchsig noch natürlich, er ist auch anthropologisch nicht notwendig oder gar ein Entwicklungsziel der Moderne.

[†] Wolfgang Reinhard, *Geschichte der Staatsgewalt. Eine vergleichende Verfassungsgeschichte Europas von den Anfängen bis zur Gegenwart*, München 1999, S. 15.

Der Staat ist vielmehr „ein durch Machtprozesse menschlichen Handelns zustande gekommenes Gedankengebilde“, das nur in seiner Interdependenz von Diskurs und Praxis angemessen erfasst werden kann.¹⁵ Und das gilt in gleicher Weise für die daraus abgeleitete Vorstellung eines durch Grenzen fixierten Territoriums. Die historisch gewachsene Korrespondenz von Staat, Nation und Territorium brachte ein europäisches Modell hervor, das zwar in großem Stil global exportiert und transferiert wurde, aber zugleich zu der irrigen Annahme führte, die überwiegende Mehrheit der Weltbevölkerung habe oder werde sich früher oder später in genau dieser Weise organisieren. Tatsache ist hingegen, dass das europäische Nationalstaatsmodell mit seinen spezifischen Strukturelementen der Staatsgewalt, des Staatsvolkes und des Staatsgebietes, mit seiner Ausformung eines bürokratischen Verwaltungsapparates, mit seiner historisch gewachsenen politischen Kultur, mit seinen europazentrierten Identitätspolitiken und seinem signifikanten Gemeinwohldenken weltgeschichtlich eine Ausnahme und keinesfalls die Regel darstellt. Der Exportschlager Nationalstaat avancierte im 19. und 20. Jahrhundert zwar formal zur weltweit vorherrschenden Organisationsform, in der Praxis verfügten allerdings die wenigsten europäischen und außereuropäischen Länder über eine sich selbst als homogen empfindende Nation. Hinzu kommt, dass die Adaption oder Implementierung staatlicher Strukturen gerade in kolonialen Zusammenhängen alles andere als widerspruchsfrei verlief. Die Übertragung des europäischen Staatsmodells nach Asien, Amerika und Afrika beförderte langfristig keineswegs Stabilität, Demokratie und Wohlstand, sondern vor allem die Instabilität der vorgefundenen wie auch der implantierten Ordnungen, letztlich die „Transformation, wenn nicht sogar Auflösung“ staatlicher Strukturen.¹⁶

Um sich diesem globalen Transformationsprozess anzunähern, ist es hilfreich, den einschlägigen Praktiken der kolonialen Raumanneignung und damit jenen der fortschreitenden Territorialisierung detaillierter nachzugehen. Die hierfür ausschlaggebenden Rahmenbedingungen waren bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts noch alles andere als einheitlich. Im Verlauf der kolonialen

Eroberungen hatten sich weltweit verschiedenste Anwartschaften, Rechtstitel und Besitzverhältnisse entwickelt, und die sich seit den 1870er Jahren erneut zuspitzende Rivalität um koloniales Land – vor allem in Zentral- und Südafrika – offenbarte ein buntes Durcheinander beim Wettlauf um die letzten, noch als unentdeckt geltenden Gebiete auf der Weltkarte. Konkurrierende Okkupationsinteressen, ungeklärte Besitzverhältnisse, strategische Blockbildungen unter den europäischen Großmächten und den USA sowie die drohende Gefahr, dass die massive Konkurrenz zu offenen Konfrontationen zwischen den europäischen Mächten selbst führen könnte, kennzeichneten eine angespannte Großwetterlage, in der vor allem Afrika territorial aufgeteilt wurde.

Am 6. Oktober 1884 lud der deutsche Reichskanzler Otto von Bismarck zu einer internationalen Konferenz nach Berlin ein. Hintergrund dieser Zusammenkunft der führenden Kolonialmächte waren anhaltende Querelen um konkurrierende Handelsinteressen in Afrika, insbesondere im Kongobecken. Neben der Beilegung von Interessengegensätzen um Einflussphären und Handelsfreiheit zielten die Verhandlungen in Berlin auf die „Feststellung der Formalitäten, welche zu beobachten sind, damit neue Besitzergreifungen an den Küsten von Afrika als effektive betrachtet werden“.¹⁷ Die am 26. Februar 1885 unterzeichnete Generalakte enthielt ein zwischen den teilnehmenden Staaten ausgehandeltes, rechtlich verbindliches Regelwerk, das die einzelnen Merkmale einer effektiven Okkupation festlegte. Darin verpflichteten sich die unterzeichnenden Staaten, neue Besitzergreifungen „mit einer an die übrigen Signatarmächte der gegenwärtigen Akte gerichteten Anzeige“ zu notifizieren, „um dieselben in den Stand zu setzen, gegebenenfalls ihre Reklamationen geltend zu machen“. Weiterhin wird die Verpflichtung anerkannt, „in den von ihnen an den Küsten des afrikanischen Kontinents besetzten Gebieten das Vorhandensein einer

¹⁵ Ebd., S. 18.

¹⁶ Ebd., S. 29.

¹⁷ Entwurf einer Note auf der Grundlage des Zirkularerlasses vom 6. Oktober 1884, o.D., in: Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Reichstages, 6. Legislaturperiode, 1884/85, 7. Band, Anlagen Nr. 290, Aktenstücke zur Kongo-Frage, No. 38, www.reichstagsprotokolle.de/Blatt3_k6_bsb00018455_00329.html (2.6.2015).

Obrigkeit zu sichern, welche hinreicht, um erworbene Rechte und, gegebenenfalls, die Handels- und Durchgangsfreiheit“ zu schützen. Eine effektive Besitzergreifung lag somit dann vor, wenn eine für den freien Handel (und dessen Garantie war ein zentrales Anliegen der Konferenz) notwendige und hinreichende Ordnung als gesichert galt. Eine solche war allerdings ohne hoheitliches Handeln nicht zu gewährleisten, daher zielte Artikel 35 im Ergebnis auf die Herstellung territorialer Souveränität.⁸ Die Generalakte umfasste Bedingungen der gegenseitigen Anerkennung eines bestimmten Territoriums als Kolonie eines souveränen Staates.

Eindeutig war, dass nur diejenigen, die – wie die anderen Unterzeichnerstaaten – als staatlich souverän im europäischen Sinne galten, gemäß der Generalakte das Recht besaßen, mit den anderen Vertragspartnern über die Anerkennung ihrer Besitzansprüche zu verhandeln. Der Rechtstitel „Effektive Okkupation“ betraf somit ausschließlich das Verhältnis der landnehmenden europäischen Staaten untereinander, eine Zustimmung der in staatenlosen Gebieten lebenden Einwohner wurde auf der Konferenz mehrheitlich abgelehnt. Staatenloses Gebiet, ob bewohnt oder unbewohnt, galt nach diesem Verständnis als *res nullius* (Niemandland).⁹ Afrika wurde – mit wenigen Ausnahmen – als staatsfreier Raum angesehen und war daher aus europäischer Sicht frei okkupierbar. Bestehende Verträge mit vorgefundenen Herrschaftsordnungen, die dem europäischen Rechts- und vor allem Staatsverständnis nicht entsprachen, waren rechtlich zwar nicht bedeutungslos, faktisch untermauerten sie aber nur – wenn überhaupt – die Ansprüche der jeweiligen Eroberer gegenüber ihren Konkurrenten.¹⁰ Keine europäische Koloni-

⁸ Vgl. Generalakte der Berliner Konferenz vom 26. Februar 1885, in: Stenographische Berichte (Anm. 7), No. 44, Art. 34 und 35, www.reichstagsprotokolle.de/Blatt3_k6_bsb00018455_00338.html (2.6.2015).

⁹ Vgl. Jörg Fisch, Die europäische Expansion und das Völkerrecht. Die Auseinandersetzungen um den Status der überseeischen Gebiete vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Stuttgart 1984, S. 422.

¹⁰ Ein erheblicher Teil der afrikanischen Kolonien wurde nicht okkupiert, sondern durch Verträge mit den vorgefundenen oder neu konstituierten Herrschaftsordnungen „erworben“. Allerdings kam diesen Verträgen in der Praxis immer weniger Bedeutung zu, da die europäischen Mächte mehrheitlich die Auffassung vertraten, Afrika sei völkerrechtlich als

almacht verstand sich als Rechtsnachfolgerin vorgefundener Systeme. Geht effektive Besitzergreifung mit dem Erwerb territorialer Souveränität einher, schloss sich daran das Recht an, fremde Souveränität auf dem erworbenen Gebiet auszuschließen. Territoriale Souveränität bedeutet, über ungeteilte Hoheitsrechte auf einem mit eindeutigen Grenzen fixierten Gebiet zu verfügen. Dass solchen vertraglichen Regelungen europäische Staats-, Souveränitäts- und Territorialkonzepte zugrunde lagen, bedarf kaum noch einer weiteren Erläuterung. Hier transformierten souveräne Nationalstaaten ihr territoriales Ordnungsmodell in multilaterales Recht, auch wenn die Generalakte von 1885 aus anderen Gründen kein universell gültiges Völkerrecht schuf.

Sesshaftigkeit als Norm

Die Errichtung kolonialer Herrschaft war ein komplexer, keineswegs geradliniger und schon gar nicht in jeglicher Hinsicht erfolgreicher Prozess. Unter äußerst heterogenen machtpolitischen, ökonomischen und rechtlichen Rahmenbedingungen umfasste (staatliche) Kolonialisierung zunächst die militärische Eroberung beziehungsweise „Pazifizierung“ des kolonialen Gebietes, mithin die Durchsetzung des staatlichen Gewaltmonopols gegenüber denjenigen Herrschaftsinstanzen, die vor Ort als Inhaber und Repräsentanten vorkolonialer Macht identifiziert wurden. Die Landnahme erstreckte sich idealtypisch somit auf die Unterwerfung und Sicherung des kolonialen Raumes, die Entmachtung, Umwandlung oder Indienstnahme vorgefundener Machtsysteme, die Unterwerfung der lokalen Bevölkerungsgruppen, die Installation von regionalen und überregionalen Verwaltungsapparaten sowie auf alle rechtlichen, ökonomischen und politischen Maßnahmen, die dazu dienten, koloniale Herrschaft aufrechtzuerhalten und zu stabilisieren. Hierzu zählten die bürokratische Erfassung der Bevölkerung, ihre Arbeits-

herrenlos anzusehen. Der bisherige völkerrechtliche Verkehr wurde bis zum Ersten Weltkrieg somit durch geltendes Recht *zwischen* den Europäern ausgehöhlt. Zu den sogenannten Schutz- und Freundschaftsverträgen mit afrikanischen Häuptlingen vgl. Lazarus Hangula, Die Grenzbeziehungen in den afrikanischen Kolonien Englands, Deutschlands und Portugals im Zeitalter des Imperialismus 1880–1914, Frankfurt/M. 1991, S. 99–111.

rekrutierung und Besteuerung wie auch unterschiedliche Formen kolonialer Wissens- und Symbolpolitik.

Mit diesem Prozess kolonialer Landnahme vollzog sich auch das, was im Folgenden unter dem Transfer räumlicher Ordnungsformen verstanden wird. Dass der koloniale Staat sich dabei am territorialen Flächenstaat orientierte, markierte eine tiefe Zäsur in den räumlichen Strukturen, die bis dahin in weiten Teilen Afrikas vorherrschten. Dabei ist in Rechnung zu stellen, im Detail hier allerdings nicht darstellbar, dass die vorkolonialen Herrschafts- und Ordnungsverhältnisse in Afrika stark differierten und somit auch auf Seiten der Kolonisierten keineswegs von auch nur annähernd einheitlichen Sozial- und Machtbeziehungen ausgegangen werden kann. Diese Heterogenität bezieht sich einerseits auf die Entstehung, Stabilisierung und Differenzierung von lokalen wie auch überregionalen Gemeinwesen, zum anderen auch auf die Ausprägung und den Wandel sesshafter beziehungsweise nomadischer Lebensformen.

Generell, wenn auch verkürzt, lässt sich feststellen, dass europäische Kolonialmächte in Afrika auf verschiedene Formen und Ausprägungen nomadischer Lebensführung trafen. Nomadismus stellte im kolonialen Kontext eine indigene Kultur- und Gesellschaftsform dar, die es ermöglichte, den jeweiligen geökologischen Rahmenbedingungen vor allem in semiariden, also überwiegend trockenen Räumen effektiv zu begegnen. Ungeachtet der unterschiedlichen Definitionsanstrengungen lässt sich verallgemeinern, dass nomadische Kulturen durch Mobilität ihre gemeinschaftliche Existenz zu sichern versuchen – sei es permanent oder auch nur zyklisch. Die damit verbundene räumliche Flexibilität erlaubt es, ökologischen oder sozialökonomischen Faktoren, die sich auf die eigene Lebensweise ungünstig, zuweilen sogar bedrohlich auswirken, auszuweichen.¹¹ Neben anderen Varianten

spielt dabei die extensive Weidewirtschaft mit Wanderviehhaltung eine zentrale Rolle. Nomadische und halbnomadische Lebensformen beruhen im Unterschied zu sesshaften Kulturen auf Raumkonzepten, die sich vor allem dadurch auszeichnen, dass sie zwar räumliche Unterteilungen und Differenzierungen vornehmen, eine lineare Abgrenzung oder gar eine markierte Aufteilung des Raumes für ihre Unterscheidung von *Hier* und *Dort* aber nicht zwingend notwendig ist. Ihre Raumwahrnehmungen orientieren sich wie in anderen Kontexten auch an den jeweiligen Erfordernissen der Alltagsbewältigung, die zwar eine Identifikation und Unterscheidung von genutzten Räumen braucht, diese aber eher als zu durchquerende Passagen oder als weite Flächen imaginiert. Aufgrund der erforderlichen Mobilität werden Räume nicht als territorial begrenzt, sondern als potenziell offen und ungeteilt wahrgenommen und gedeutet.¹²

Es ist leicht nachzuvollziehen, dass solche Raumkonzepte andere Vorstellungen und Formen des Landbesitzes beziehungsweise der Ressourcennutzung hervorbringen, als es sesshafte Gesellschaften tun, und es ist auch unmittelbar einsichtig, dass nomadische Lebensformen andere, weniger territorial gebundene Herrschafts- und Gesellschaftsverhältnisse ausbilden. Im vorkolonialen Afrika verfügten Herrscher in erster Linie nicht über durch lineare Grenzen gerahmte Territorien, sondern über Gefolgsleute und Untertanen. Klient- und Tributbeziehungen sowie Verwandtschaftsverhältnisse konstituierten einen Herrschaftsraum, der folglich weitaus weniger fixiert und damit sehr viel wandelbarer war, als es europäische Territorialkonzepte vorsahen.¹³

Koloniale Landnahme ignorierte weitgehend die politisch-sozialen Gefüge, die ihr vorausgingen, und verletzte dadurch die bestehende Vielfalt unterschiedlichster politischer Organisationsformen, die in ihrer Mehrheit den europäischen Maßstäben von Staatlichkeit und Territorialität nicht entsprachen. Damit wurde nicht nur eine neue, mehr oder weniger einheitliche Raumord-

¹¹ Vgl. Roxana Kath/Anna-Katharina Rieger (Hrsg.), *Raum – Landschaft – Territorium. Zur Konstruktion physischer Räume als nomadischer und sesshafter Lebensraum*, Wiesbaden 2009. Zu einem modernen Verständnis von Nomadismus als historisch stets verfügbare und auch immer wieder neu entstehende Lebensform vgl. Sylvia Hipp, *Sehnsuchtsort, Risikolebensraum, Nomaden-Highway. Die Steppe als Ort der Erkenntnis*, in: *Behemoth. A Journal on Civilisation*, 2 (2009) 2, S. 83–98.

¹² Vgl. ebd., S. 87.

¹³ Vgl. Michael Pesek, *Präsenz und Herrschaft. Räume kolonialer Macht in Ostafrika*, in: Ulrike Jureit (Hrsg.), *Raum und Gewalt. Raumaneignung, Ordnungswille und Gewaltmobilisierung*, Hamburg 2016 (i. E.).

nung oktroyiert, es wurden auch andere Formen von Herrschaftsbeziehungen etabliert und praktiziert. Entgegen der bisher oftmals auf persönlichen Bezügen aufgebauten Systeme, in die der Einzelne durch Rechte und Pflichten eingebunden und Gefolgschaft in der Regel familiär legitimiert war, beruhte koloniale Herrschaft auf einem Ausschließlichkeitsprinzip, das sich auf staatlich-territoriale Zugehörigkeiten berief. Vorkoloniale Hegemonie war zu allererst Herrschaft über Untertanen, während in den Kolonien Gebietshoheiten installiert wurden, aus denen sich staatliche Herrschaft über die dort ansässige, sprich sesshafte Bevölkerung erst ableitete. Auf einem Kontinent, der im Unterschied zu Europa vor allem über eines verfügte, nämlich über sehr viel Land, und in dem ein erheblicher Teil der Bevölkerung nomadisch oder zumindest doch halbnomadisch lebte, war es nahezu unabdingbar, Herrschaft primär nicht auf territorialen, sondern auf personalen Prinzipien aufzubauen. In der kolonialen Kontaktzone prallten daher unterschiedliche Raumordnungskonzepte relativ unvermittelt aufeinander. Gerade die erste Phase kolonialer Herrschaft war durch den Gegensatz zwischen territorialen und personalen Herrschaftsbeziehungen geprägt, was insgesamt dazu führte, dass sich sowohl koloniale wie auch indigene Macht- und Ordnungskonzepte transformierten.

Territorialität als Herrschaftsprinzip

Koloniale Grenzziehungen waren zu einem gewissen Teil Resultate administrativer und diplomatischer Aushandlungsprozesse, in denen es vorrangig um die Herstellung, Abgrenzung und Legitimierung europäischer Interessensphären ging. In der Praxis vollzog sich diese Raumaufteilung in bi- und multilateralen Grenzkommissionen, in denen Vertreter souveräner Nationalstaaten europäische Territorialvorstellungen in bilaterale Grenzverträge überführten und auf diese Weise afrikanisches Land in kolonialen Raum transformierten.¹⁴ Dass die räumliche Erschließung der Kolonien dabei oft im Ungefahren verblieb, stellte eine ebenso schwere Hypothek dar wie die Installation einer Ter-

¹⁴ Vgl. Ulrike Jureit, *Das Ordnen von Räumen. Territorium und Lebensraum im 19. und 20. Jahrhundert*, Hamburg 2012.

ritorialordnung, die nicht selten auf allenfalls „vorgedachten“ Grenzfürhungen basierte. Aufgrund fehlenden oder lückenhaften Wissens blieb koloniale Grenzziehung zu einem nicht unerheblichen Teil ein auf Karten vollzogener Akt der Inbesitznahme.

Die Diskrepanz von kolonialem Herrschaftsanspruch, fiktiver Grenzziehung und faktischer Territorialisierung schlug sich in den Grenzkommissionen auf signifikante Weise nieder. Die Kommissionen waren Orte der räumlichen Wissensproduktion, dort wurden Reiseberichte, Tagebücher, Vermessungsdaten und Forschungsberichte gesammelt und ausgewertet. Doch die diskursive Verdichtung und Operationalisierung dieses Wissens war am Ende des 19. Jahrhunderts noch nicht vollständig ausgereift und erreichte nur für bestimmte Regionen Afrikas ein tragfähiges Niveau. Die oftmals intensive Arbeit der Grenzkommissionen konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Grenzziehungen – je weiter sie ins Landesinnere vordrangen – eher mathematischer Natur blieben. Grenzfürhungen, die Längen- und Breitengraden oder auch Flussläufen folgten, dienten in der Regel dazu, die aus europäischer Sicht weitgehend unerforschten Regionen überhaupt verhandelbar zu machen. Wer ein beanspruchtes Territorium nicht in seinen Koordinaten benennen konnte, geriet in Erklärungsnot, wenn es galt, die eigenen Interessen gegenüber den kolonialen Konkurrenten durchzusetzen.

Geografisches Wissen wurde zu einem entscheidenden Verhandlungs- und Machtfaktor, auch wenn die Kenntnisse der beteiligten Kolonialmächte über die entsprechenden Grenzgebiete in der Regel alles andere als umfassend waren. Ganz im Gegenteil: Auf dem diplomatischen Parkett Europas wurde koloniales Land verteilt, verschachert und getauscht, indem geografisch uninformierte Regierungsvertreter relativ unbekümmert auf lückenhaften, ungenauen und mit vielen weißen Flächen versehenen Landkarten nationale Interessengebiete absteckten und markierten, oft völlig unabhängig von den dort herrschenden geografischen, politischen und sozialen Bedingungen. Dieses Verfahren glich – wie der Referent der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes Freiherr von Danckelman offen eingestand – „einem Lotteriespiel und hat nachträglich oft herben Ta-

del erfahren“. Seiner Meinung nach habe es aber zu dieser Vorgehensweise keine Alternative gegeben, wenn man „bei dem allgemeinen Wettlauf der Mächte, sich im letzten Augenblick noch ein Stück von Afrika“ sichern wollte.¹⁵

Die koloniale Landnahme in Afrika schuf somit eine – oftmals beständige – territoriale Ordnung, ohne über fundamentale Datengrundlagen zu verfügen und ohne die gewachsenen strukturellen Bedingungen gebührend zu berücksichtigen. Gerade die begrenzten Ressourcen und das fehlende geografische Wissen machten die kartografische Visualisierung zu einer Art Ersatzhandlung einer ansonsten allenfalls oberflächlichen Raumerfassung.

Zonen kolonialer Macht

Neben dieser transnationalen Ebene vollzog sich koloniale Territorialisierung durch die Installation von hierarchisch abgestuften Verwaltungseinheiten innerhalb der Kolonien. Während zu Beginn das koloniale Gebiet – also nach vertraglichem Erwerb oder militärischer Okkupation – oftmals nur durch mal mehr, mal weniger befestigte Militärposten gesichert wurde, schuf die administrative Durchdringung der Kolonie eine neue räumliche Ordnung – zumindest in den Teilen, in denen sich überhaupt gewisse Formen staatlicher Herrschaft ausbildeten. Die Verwaltungsbezirke, geführt von in der Regel mit weitreichenden Kompetenzen ausgestatteten Kolonialbeamten in der Funktion der Stationsleiter oder der Bezirksamtsleute, waren *die* zentralen Organisationseinheiten europäischer Herrschaft. Hier wurde koloniale Politik interpretiert, angeeignet und in Handlungen übersetzt. Hier trafen zudem die Ordnungen der Eroberer auf die der Eroberten. Die Bezirksämter wirkten wie Scharniere, wenn sie in Kooperation mit einer nach kolonialpolitischen Relevanzen (um)gestalteten Häuptlingshierarchie politische Vorgaben realisierten. Ziel administrativen Handelns war die vollständige, gleichmäßige und vor allem uneingeschränkte Herrschaftsaus-

¹⁵ Alexander von Danckelman, Grenzfestsetzungen, Grenzregulierungen und Grenzexpeditionen, in: Heinrich Schnee (Hrsg.), Deutsches Kolonial-Lexikon, Bd. 1, Leipzig 1920, S. 752–756, hier: S. 752.

übung im gesamten Territorium, der sich niemand durch unkontrollierte und damit illegale Abwanderung entziehen durfte.

Das Territorialprinzip setzt Sesshaftigkeit normativ voraus und macht den Aufenthaltsort zum Maßstab für rechtskonformes Verhalten. Migration stellt in dieser Logik eine Normenverletzung dar, und „es entsteht eine Forderung nach Gehorsam, die sich auf den Aufenthaltsort der Menschen gründet“.¹⁶ Sesshaftigkeit gilt nach diesem Verständnis als normal, unkontrollierte Bewegung wird kriminalisiert. Koloniale Herrschaft gliederte sich von der größten, also kolonialstaatlichen, über die mittlere Verwaltungsebene bis hin zur kleinsten, meist dörflichen Einheit und beruhte somit durchgängig auf territorialen Prinzipien – eine Ordnungsstruktur, die den meisten Afrikanern in Togo, Angola und Deutsch-Südwestafrika bis dahin fremd gewesen war und auch noch lange Zeit fremd blieb.

Es ist keine neue Erkenntnis, dass der koloniale Staat nur in seltenen Fällen mehr war als eine europäische Herrschaftsutopie.¹⁷ Das Ideal territorialer Herrschaft mit anerkanntem Gewaltmonopol, klar definierten Staatsgrenzen, effektiver Steuerhoheit und schriftlich fixiertem und durchsetzbarem Recht blieb in vielen Kolonien Stückwerk. Auch die wirtschaftliche Ausbeutung erreichte – nicht nur in den deutschen Schutzgebieten – oft keine nachhaltige und ökonomisch relevante Größenordnung. Koloniale Herrschaft war vor allem Kontrolle über lokal verfügbare Bevölkerungsgruppen und weniger staatlich monopolisiertes Regierungshandeln gegenüber rechtlich homogenisierten Schutzgebietsangehörigen. Der beanspruchten Hegemonie stand eine von knappen Ressourcen, permanentem Personalmangel und begrenzter Durchsetzungsfähigkeit bestimmte Herrschaftspraxis gegenüber, die stets auf die

¹⁶ Trutz von Trotha, Koloniale Herrschaft. Zur soziologischen Theorie der Staatsentstehung am Beispiel des „Schutzgebietes Togo“, Tübingen 1994, S. 289.

¹⁷ Vgl. Andreas Eckert, Kolonialismus, Frankfurt/M. 2006, S. 95–98; ders./Michael Pesek, Bürokratische Ordnung und koloniale Praxis. Herrschaft und Verwaltung in Preußen und Afrika, in: Sebastian Conrad/Jürgen Osterhammel (Hrsg.), Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871–1914, Göttingen 2004, S. 87–106.

Kooperation mit intermediären Instanzen lokalen Ursprungs angewiesen blieb. So lässt sich koloniale Macht räumlich je nach herrschaftlicher Durchdringung der einzelnen Regionen differenzieren. In unmittelbarer Nähe der Stationen galt koloniale Macht als relativ gesichert, doch bereits zehn oder zwanzig Kilometer entfernt konnte dieser Herrschaftsanspruch durchaus wieder infrage stehen, mal davon abgesehen, dass weite Teile im Landesinneren ohnehin ohne jeglichen europäischen Einfluss blieben.¹⁸ In bestimmten Phasen und in bestimmten Gebieten kämpfte der koloniale Staat schlicht um sein Überleben.

Über die Wirkmächtigkeit der territorialen Neuordnung sagen diese Defizite indes wenig aus. Der koloniale, wenn auch oftmals schwache Staat intervenierte durch Territorialisierungsmaßnahmen wie Infrastrukturausbau, Landerschließung, Ressourcenabbau, Arbeitsrekrutierung und Ansiedlungsprojekte, um nur einige Bereiche zu nennen, massiv in die Ordnungsarchitektur indigener Gesellschaften. Diese Neuordnung bezog sich strukturell vor allem auf die Institutionalisierung und Instrumentalisierung des Häuptlingtums.¹⁹

Zum einen zwangen europäische Kolonialmächte den vormals häuptlinglosen Gesellschaften dieses Gesellschaftsmodell auf, zum anderen transformierten sie das vorkoloniale Häuptlingtum in ein System intermediärer Herrschaftsordnung. Die Etablierung und Inanspruchnahme des nun nach kolonialen Erfordernissen umstrukturierten und daher vor allem administrativen Häuptlingtums erzeugte einerseits eine enorme Machtsteigerung der Häuptlinge, verkoppelte aber ihre Macht mit dem kolonialen Staat, von dem sie mehr oder weniger abhängig waren (und umgekehrt). Die Durchsetzung des administrativen Häuptlingwesens bedeutete zugleich die Institutionalisierung territorialer Herrschaftsprinzipien, denn die vorherige Interdependenz von Genealogie und Raum und das damit verbundene familiäre Gefolgschaftsprinzip wich einem System räumlicher Herrschaft, das die politischen, ökonomischen und sozialen Beziehungen langfristig bestimmte.

¹⁸ Vgl. M. Pesek (Anm. 13).

¹⁹ Vgl. T. v. Trotha (Anm. 16), S. 217–334.

Die Einführung der Kopfsteuer ist hierfür ebenso kennzeichnend wie die Rekrutierung der lokalen Bevölkerungen zu Pflicht- und Zwangsarbeiten. Mobile Lebensformen galten in einem Ordnungsentwurf, für den die bürokratische Erfassung der Bevölkerung in einem fest definierten Territorium konstitutiv war, als ungehorsam und potenziell widerständig.

Kolonialismus zielte auf die radikale Umwälzung vorgefundener Ordnungen, er zerstörte bestehende politische und soziale Gefüge oder instrumentalisierte sie für die eigenen Ziele, allerdings ohne letztlich in der Lage zu sein, andere tragfähige Herrschafts- und Ordnungssysteme auf Dauer zu institutionalisieren. Der Historiker Jürgen Osterhammel hat Kolonialismus definiert als „eine Herrschaftsbeziehung zwischen Kollektiven, bei welcher die fundamentalen Entscheidungen über die Lebensführung der Kolonisierten durch eine kulturell andersartige und kaum anpassungswillige Minderheit von Kolonialherren unter vorrangiger Berücksichtigung externer Interessen getroffen und tatsächlich durchgesetzt werden“.²⁰ Zu ergänzen bliebe, dass es sich hierbei um einen weitgehend gescheiterten Herrschaftsanspruch handelt, dessen negative Bilanz eben nicht nur die irreparable Zerstörung vorgefundener Ordnungen umfasst, sondern zudem gravierende ökonomische und politische Langzeitfolgen für den afrikanischen Kontinent mit sich brachte. Nirgendwo auf der Welt existieren bis heute so viele gescheiterte Staaten wie in Afrika.

²⁰ Jürgen Osterhammel, *Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen*, München 1995, S. 21.

Robert Kindler

Sesshaftmachung als Unterwerfung – Die kasachischen Nomaden im Stalinismus

Die Sowjetunion sollte nicht nur der Staat der Arbeiter und Bauern sein, sie war auch die Heimat zahlreicher Nomaden. Insbesondere an den Peripherien des Vielvölkerreiches, im Norden und Osten Sibiriens, in den Steppenregionen Zentralasiens und im Kaukasus gab es in den Jahrzehnten bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges eine Vielzahl nomadischer Gemeinschaften. Doch im Sowjetstaat war für sie auf Dauer kein Platz vorgesehen. Aufgrund ihrer Mobilität waren sie nur schwer kontrollierbar, und oft genug konnten sie sich den Anforderungen und Zumutungen der herrschenden Bolschewiki buchstäblich entziehen. Damit geriet das Projekt sowjetischer Staatsbildung insgesamt in Gefahr. Wo unklar war, wo sich die Untertanen überhaupt aufhielten, konnte von effizienter Herrschaftsdurchsetzung keine Rede sein. Deshalb wurden Kontrolle und Unterwerfung der Nomaden unter die Diktatur des sowjetischen Staates zu einem zentralen Ziel bolschewistischer Politik in Kasachstan; das Mittel, um es zu erreichen, war die Sesshaftmachung.¹

Robert Kindler

Dr. phil., geb. 1978; wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl Geschichte Osteuropas, Institut für Geschichte, Humboldt-Universität zu Berlin, Unter den Linden 6, 10099 Berlin.
robert.kindler@staff.hu-berlin.de

riphorien des Vielvölkerreiches, im Norden und Osten Sibiriens, in den Steppenregionen Zentralasiens und im Kaukasus gab es in den Jahrzehnten bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges eine Vielzahl nomadischer

Gemeinschaften. Doch im Sowjetstaat war für sie auf Dauer kein Platz vorgesehen. Aufgrund ihrer Mobilität waren sie nur schwer kontrollierbar, und oft genug konnten sie sich den Anforderungen und Zumutungen der herrschenden Bolschewiki buchstäblich entziehen. Damit geriet das Projekt sowjetischer Staatsbildung insgesamt in Gefahr. Wo unklar war, wo sich die Untertanen überhaupt aufhielten, konnte von effizienter Herrschaftsdurchsetzung keine Rede sein. Deshalb wurden Kontrolle und Unterwerfung der Nomaden unter die Diktatur des sowjetischen Staates zu einem zentralen Ziel bolschewistischer Politik in Kasachstan; das Mittel, um es zu erreichen, war die Sesshaftmachung.¹

Nomadismus als Herausforderung

Nirgends sahen sich die Bolschewiki durch den Nomadismus stärker herausgefordert als in Kasachstan.² Die zentralasiatische Sowjetrepublik gehörte zwar mit einer Fläche von rund 2,7 Millionen Quadratkilometern zu den größten administrativen Einheiten

der Sowjetunion, doch war sie nur dünn besiedelt. 1926 lebte hier eine multiethnische Bevölkerung von etwas mehr als 6 Millionen Menschen. Mit rund 3,6 Millionen stellten die Kasachen die mit Abstand größte Bevölkerungsgruppe, an zweiter Stelle folgten mit knapp 1,3 Millionen Russen, hinzu kamen Ukrainer, Usbeken, Polen, Chinesen und Angehörige anderer nationaler Gruppen. Beinahe drei Viertel aller Kasachen waren Mitte der 1920er Jahre Nomaden oder Halbnomaden. Einige sowjetische Ethnologen beschrieben die Kasachen zu dieser Zeit als ein Volk, das mehrheitlich im Übergang zur Sesshaftigkeit begriffen sei.³

Dessen ungeachtet taten sich die Bolschewiki schwer damit, gegenüber den Nomaden staatliche Herrschaftsansprüche durchzusetzen. Ein frustrierter Sowjetfunktionär brachte das Problem zu Beginn der 1920er Jahre auf den Punkt: „In unseren Beziehungen mit den Bauern ist es (...) möglich, viel zu nehmen und wenig zu geben, aber mit den Nomaden ist dies nicht möglich – sie ziehen einfach weg.“⁴ Dies lag auch daran, dass der sowjetische Staat in der Steppe weitgehend auf dem Papier existierte; seine Institutionen waren vielfach hohl und handlungsunfähig.

Mit ähnlichen Verhältnissen hatten die Funktionäre auch in vielen anderen Regionen der Sowjetunion zu kämpfen, doch in Kasachstan verschärften die (halb)nomadische Kultur und die desolote Infrastruktur die damit verbundenen Probleme erheblich. Die Bolschewiki mussten sich daher notgedrungen auf Formen punktueller und interventionistischer Herrschaft beschränken und überließen die Landbevölkerung ansonsten weitgehend sich selbst. Für die meisten Nomaden waren dies gute Nachrichten. Sie leg-

¹ Ausführlich dazu Robert Kindler, *Stalins Nomaden. Herrschaft und Hunger in Kasachstan*, Hamburg 2014.

² In diesem Beitrag wird mit „Kasachstan“ die Autonome Sozialistische Sowjetrepublik Kasachstan (KASSR) bezeichnet, die ab 1936 zu einer eigenständigen Sowjetrepublik (KSSR) wurde.

³ Vgl. Isabelle Ohayon, *La sédentarisation des Kazakhs dans l'URSS de Staline. Collectivisation et changement social, 1928–1945*, Paris 2006.

⁴ Zit. nach: Šamšija Muchamedina, *Ekonomi českaja politika sovjetskoj vlasti v kazachstanskom regione 1917–1926*, in: *Voprosy Istorii*, (1997) 6, S. 125–132, hier: S. 128.

ten keinen Wert auf die Anwesenheit des Staates und seiner Vertreter, die ihnen in der Regel ohnehin nur mit Forderungen und Zumutungen gegenübertraten.

Die 1920er Jahre stellten aus Sicht vieler Kasachen keinen fundamentalen Bruch mit der russischen Kolonialherrschaft in Zentralasien vor 1917 dar. Auch das zarische Imperium hatte nach der militärischen Eroberung der Region Mitte des 19. Jahrhunderts kaum wirksame Mittel gefunden, die Nomaden dauerhaft und effizient seinem Herrschaftsanspruch zu unterwerfen. Besonders deutlich wurde dies 1916, als in Zentralasien ein Aufstand losbrach, der sich an der Rekrutierung junger Muslime für die zarische Armee entzündete, aber eigentlich gegen die russische Kolonialherrschaft gerichtet war. Der Bürgerkrieg nach dem Ende des Zarenreiches und die damit verbundene Hungersnot hatten die Steppe noch weiter erschüttert und die Bevölkerung gelehrt, nicht an fremde Obrigkeiten zu glauben, sondern sich auf die eigenen Fähigkeiten zu verlassen.^f

Die Bolschewiki gingen als Sieger aus dem siebenjährigen „Kontinuum der Krise“ zwischen 1914 und 1921 hervor, in dem sich die Gewalterfahrungen des Ersten Weltkrieges, der Revolutionen des Jahres 1917 und des anschließenden Bürgerkrieges miteinander verbanden.^g Doch der militärische Triumph der Roten Armee reichte nicht dazu aus, dass die Bevölkerung die Legitimität der Sowjetmacht anerkannte. Deshalb agierten die Bolschewiki in vielen Regionen wie Besatzer in einem fremden Land. Gewalt, Unterdrückung und Repressionen wurden zu zentralen Elementen ihrer Herrschaftsausübung.^h Mit solchen Methoden gelang es nicht, die Sowjetmacht in der Steppe zu etablieren. Selbst führende kasachische Kommunisten gestanden dies Mitte der 1920er Jahre offen ein. Immer wieder machten Abgesandte des Zentrums in den abgelegenen Regionen die Erfahrung, dass die Autorität zentraler Institutionen immer nur so weit reichte, wie lokale Strukturen es gestatteten. Personale Netzwerke, die

^f Detailliert dazu Jörn Happel, *Nomadische Lebenswelten und zarische Politik. Der Aufstand in Zentralasien 1916*, Stuttgart 2010.

^g Vgl. Peter Holquist, *Making War, Forging Revolution. Russia's Continuum of Crisis*, Cambridge MA 2002.

^h Vgl. Jörg Baberowski, *Verbrannte Erde. Stalins Herrschaft der Gewalt*, München 2012.

nach regionaler und verwandtschaftlicher Zugehörigkeit organisiert waren, instrumentalisierten die machtlosen Institutionen des sowjetischen Staates in der Provinz für ihre eigenen Zwecke. Dabei ging es einerseits um die Sicherung von materiellen Vorteilen, andererseits aber nutzten konkurrierende kasachische Klans Sowjetwahlen, Parteizellen und staatliche Organe in der Provinz für ihre Auseinandersetzungen untereinander.

Auch in ökonomischer Hinsicht hatten die Bolschewiki kaum Zugriff auf die Gesellschaft der Steppe, da die Schlüsselressourcen der Region – die Viehbestände – weitgehend von den Kasachen kontrolliert wurden. Damit war jedoch ein weiteres Problem verbunden: Insbesondere im Norden und Osten Kasachstans gerieten die (halb)nomadischen Viehhirten mit dort ansässigen Bauernsiedlern in Konflikt, die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts aus dem europäischen Teil des Imperiums dorthin gezogen waren. Diese Migrationsbewegung riss auch nach 1917 nicht ab. Doch je mehr Bauern für den Ackerbau geeignete Flächen beanspruchten, desto weniger Weideland stand den Nomaden zur Verfügung.ⁱ

Der schwache sowjetische Staat war nicht in der Lage, die daraus resultierenden Spannungen aufzulösen und einvernehmliche Lösungen zu finden. Dies war auch deshalb schwierig, weil es zu den Prämissen der sowjetischen Nationalitätenpolitik gehörte, Angehörige der ehemals „unterdrückten“ Nationen besonders zu fördern. Stalin hatte dies auf die berühmte Formel gebracht, die sowjetische Politik in den Unionsrepubliken solle „national in der Form, sozialistisch im Inhalt“ sein.^j Die Kasachen profitierten von der positiven Diskriminierung, die alle Bereiche des Lebens erfasste, von der Landverteilung bis hin zur Besetzung von Staats- und Parteiämtern. Wie in anderen Regionen der Sowjetunion auch, regte sich unter den europäischen Einwohnern Kasachstans erheblicher Widerstand gegen diese Praxis. Dabei konnten sie zumindest auf einige Fürsprecher in der Staats- und Parteiführung hoffen, die wenig mit der Bevorzugung indigener Bevölkerungsgruppen anfangen konnten.

ⁱ Zu den daraus resultierenden Konflikten vgl. Terry Martin, *The Affirmative Action Empire. Nations and Nationalism in the Soviet Union, 1923–1939*, Ithaca 2001, S. 59–67.

^j Vgl. ebd., S. 1–28.

Angesichts dieser Umstände kann es kaum verwundern, dass intensiv über die Zukunft des Nomadismus und mögliche Formen der Sesshaftmachung debattiert wurde. Die Diskussion darum war keineswegs neu; bereits im russischen Imperium hatten Wissenschaftler und Politiker, aber auch eine kleine Gruppe reformorientierter Kasachen das Ende des Nomadismus propagiert. Während erstere diesen Schritt als elementaren Bestandteil ihrer kolonialen „Zivilisierungsmission“ begriffen, verstanden letztere die Sesshaftwerdung als Voraussetzung für die Konstituierung einer kasachischen Nation. Im Kern ging es bei all diesen Debatten immer um dieselben Punkte: Die nomadische „Rückständigkeit“ und „Unkultiviertheit“ sollten überwunden, die Viehhaltung rationalisiert und damit ihre Produktivität gesteigert werden, und schließlich sollten die mobilen Nomaden in verlässlicher Weise staatlicher Kontrolle unterworfen werden. Damit verband sich aus russischer Perspektive auch der Wille, neue Territorien für Bauernsiedler zu erschließen, die nach Zentralasien zogen. Grundsätzlich änderte sich an diesen Zielen nach 1917 zunächst wenig.

Die organisierte Sesshaftmachung war bei alledem ein eher theoretisches Problem, dem abgesehen von einigen Spezialisten niemand besondere Aufmerksamkeit schenkte. Stets waren auch kritische Stimmen zu vernehmen, die vor den verheerenden Folgen einer unüberlegten Sesshaftmachung warnten. So hieß es etwa in einer Studie zur Lage der kasachischen Ökonomie: „Die Zerstörung des nomadischen Wesens in Kasachstan würde nicht nur das Ende der Viehhaltung in der Steppe und der kasachischen Wirtschaft bedeuten, sondern auch die trockenen Steppen in unbewohnte Steppen verwandeln.“¹⁰ Doch als sich die gesamte sowjetische Politik Ende der 1920er Jahre massiv radikalisierte, wurde der geplante Übergang zur Sesshaftigkeit praktisch relevant. Denn die stalinsche „Revolution von oben“¹¹ war auf die Unterwerfung der gesamten Sowjetgesellschaft ausgerichtet. Die kasachischen Nomaden stellten dabei keine Ausnahme dar.

¹⁰ Sergej Švecov, *Kazakskoe chozjajstvo v ego estestvenno-istoričeskich i bytovych uslovijach*, Leningrad 1926, S. 105.

¹¹ Vgl. Robert Tucker, *Stalin in Power. The Revolution from Above, 1928–1941*, New York 1990.

Die Sesshaftmachung der Nomaden war untrennbar mit der Kollektivierung der sowjetischen Landwirtschaft verbunden. Dieses gigantische Projekt, das gleichermaßen eine chaotische Gewalterruption, ein staatlich organisierter Raubzug bäuerlichen Vermögens und ein radikaler Angriff auf die traditionellen Lebensformen von Bauern und Nomaden war, vernichtete nicht nur die Kultur des russischen Dorfes, sondern zugleich auch die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Sesshaftmachung der Nomaden. Die Kollektivierung war als Teil der stalinschen „Kulturrevolution“ nicht zuletzt darauf gerichtet, der Landbevölkerung ihre Ressourcen zu entziehen und sie von staatlichen Verteilungs- und Produktionsmechanismen abhängig zu machen. Bauern und Nomaden wurden mittellos.

Was aus Sicht der Bauern eine Tragödie war, bedeutete für die Nomaden eine Katastrophe: Der Verlust ihrer Viehherden war gleichbedeutend mit dem Verlust ihrer ökonomischen und kulturellen Existenzgrundlagen. Ohne Vieh konnten die Kasachen keine Nomaden mehr sein, sie wurden zu Bettlern. Deshalb bedeutete „Sesshaftmachung“ für die meisten Nomaden zunächst nichts anderes als den Raub ihrer Tiere durch Repräsentanten des Staates. Damit war auch das Desaster der „planmäßigen“ Sesshaftmachung vorgezeichnet. Was sich ursprünglich als lang andauernder und evolutionärer Prozess vollziehen sollte, musste nun innerhalb weniger Jahre umgesetzt werden. In nur vier Jahren, von 1930 bis Ende 1933, sollten mehr als 400 000 Haushalte angesiedelt werden, die restlichen Nomaden wenig später folgen. Insgesamt sollten mehr als zwei Millionen Menschen von „Maßnahmen zur Sesshaftmachung“ erfasst werden.

So grandios die Absichten sich auch ausnahmen, so bescheiden waren die dafür zur Verfügung stehenden Mittel. Und noch schlechter war es um die Expertise derjenigen Funktionäre bestellt, die die Sesshaftmachung in der Steppe realisieren sollten. Die meisten unter ihnen wussten weder, was sie sich unter dem Begriff vorzustellen hatten, noch waren sie in der Lage, die abstrakten Planvorgaben zu erfüllen. Viele unter den chronisch überforderten Kadern in den Regionen ignorierten die

von oben gekommenen Beschlüsse zunächst sogar gänzlich – eine im sowjetischen Apparat angesichts knapper Ressourcen und häufig widersprüchlicher Direktiven durchaus übliche Praxis. Abgesehen von einigen wenigen Modellprojekten, erschöpfte sich die Ansiedlung der nomadischen Bevölkerung meist in der Errichtung einiger unfertiger Lehmhütten, die von den Kasachen entweder niemals angenommen oder eilig wieder verlassen wurden. Schließlich fehlte es an den sogenannten Ansiedlungspunkten an allem: Zum Mangel an Baumaterialien, landwirtschaftlichem Gerät und Saatgut kam das dramatische Mismanagement bei der Auswahl der zur Sesshaftmachung vorgesehenen Orte. Häufig gab es hier kein Wasser, keine fruchtbaren Böden oder Weiden, die für eine erfolgreiche Sesshaftmachung unabdingbar gewesen wären.¹²

Dass die zuständigen Funktionäre den Nomaden solche Ansiedlungsplätze zuwies, hatte verschiedene Gründe: Es mangelte ihnen oft an Expertise und Ortskenntnissen, professionelle Landvermesser, Ingenieure und Agronomen waren rar, und insbesondere europäische Kader zeigten wenig Interesse an dem Schicksal der indigenen Bevölkerung. Viele Genossen wollten die wenigen gut für eine landwirtschaftliche Produktion geeigneten Flächen nicht für Experimente mit unklarem Ausgang verschwenden. Denn: Ungeachtet aller Herausforderungen und Schwierigkeiten bei der Sesshaftmachung standen die Funktionsträger in den Regionen stets unter dem erbarmungslosen Diktat der Planerfüllung. Von ihnen wurde verlangt, die ebenso strikten wie immer wieder erhöhten Ablieferungsquoten für Agrarprodukte zu erfüllen. Mit Menschen, die nur über wenig Erfahrung im Landbau verfügten, war dies jedoch nicht realistisch. Auch deshalb interessierten sich viele Funktionäre auf der lokalen Ebene kaum für die Sesshaftmachung. Diese Mischung aus Desinteresse und fehlenden Ressourcen erwies sich für die Kasachen als fatal, denn so schnitt die Sesshaftmachung sie sowohl von ihren kulturellen Wurzeln als auch von ihren ökonomischen Existenzgrundlagen ab, ohne ihnen adäquaten Ersatz zu bieten.

Die Geschichte der Sesshaftmachungspolitik in Kasachstan war typisch für die Art und Weise, wie im Stalinismus Großprojekte an-

gegangen und Kampagnen geführt wurden. Deshalb weist sie auch über den kasachischen Kontext hinaus und eröffnet grundlegende Einsichten in die Funktionsweise sowjetischer Herrschaftspraktiken: Den führenden Funktionären ging es zunächst vor allem darum, möglichst weitreichende und revolutionäre Ziele zu proklamieren, die in möglichst kurzer Zeit realisiert werden sollten. Auf welchem Wege die epochalen Absichten Realität wurden und welche Schwierigkeiten es dabei zu überwinden galt, spielte eine höchst untergeordnete Rolle.¹³ Wer Einwände und Bedenken äußerte, wurde bestenfalls mit Schweigen übergangen, ansonsten heftig kritisiert oder mundtot gemacht. Gesellschaftliche Veränderungen wurden im Stile von Stoßkampagnen unter Aufbietung aller Kräfte und gegen jeglichen Widerstand durchgepeitscht. Auf diese Weise ließen sich Tatkraft und Entschlossenheit demonstrieren. Dies galt insbesondere dann, wenn Pläne scheiterten und Schuldige gefunden werden mussten, die für das Misslingen verantwortlich gemacht werden konnten. Für die Bolschewiki war die Durchsetzung ihrer Pläne deshalb stets gleichbedeutend mit Kampf und Auseinandersetzung. Denn neben dem Erreichen der offiziell verkündeten Ziele ging es ihnen immer auch darum, Feinde zu identifizieren und zu vernichten.

Die Wahrnehmung, permanent von Feinden umgeben zu sein, wurde durch den zunehmenden Widerstand vieler Kasachen gegen Kollektivierung, Dekulakisierung und Sesshaftmachung noch verstärkt. Zunächst bedienten sich die Nomaden der typischen „Waffen der Schwachen“,¹⁴ um sich gegen staatliche Übergriffe zur Wehr zu setzen: Sie leisteten passiven Widerstand, boykottierten insgeheim die Planvorgaben oder verliehen ihren Befürchtungen in Form von Bittgesuchen und Demonstrationen Ausdruck. Vor allem aber machten sie sich ihre Mobilität zu Nutze und versuchten, sich den Bevollmächtigten des Staates zu entziehen. Hunderttausende flohen innerhalb Kasachstans, in andere Sowjetrepubliken oder über die Grenze nach China.

¹³ Vgl. exemplarisch für die Industrialisierung während des ersten Fünfjahrplans Stephen Kotkin, *Magnetic Mountain. Stalinism as a Civilization*, Berkeley 1995.

¹⁴ Vgl. James Scott, *The Weapons of the Weak. Everyday Forms of Peasant Resistance*, New Haven 1985.

¹² Vgl. R. Kindler (Anm. 1), S. 160–178.

Damit aber markierten sie sich in den Augen der Bolschewiki als Feinde und Gegner, die es erbarmungslos zu bekämpfen galt.¹⁵

Gleichzeitig griffen immer mehr Kasachen zu den Waffen, um sich und ihren Besitz zu verteidigen; vielfach ging es ihnen auch nur darum, die Fluchten ihrer Familien zu sichern. Eine signifikante Minderheit leistete zudem offenen Widerstand gegen die Sowjetmacht. Solche bewaffneten Aufstände blieben nicht auf Kasachstan beschränkt, sondern brachen in vielen Regionen Zentralasiens aus. Anfang der 1930er Jahre gelang es Rebellen Gruppen, ganze Landstriche zu erobern und für einige Zeit zu halten. Das stalinsche Regime beantwortete die Herausforderung mit einer bis dahin unbekanntem Gewalteskalation, die sich nicht nur gegen bewaffnete Gegner, sondern auch gegen Flüchtlingstrucks richtete. Insbesondere in den Grenzregionen gingen die roten Einheiten mit aller Härte gegen jene Kasachen vor, die versuchten, die Sowjetunion zu verlassen. Was als Attacke auf Kultur und Lebensweise der Nomaden begonnen hatte, endete in einem brutalen Bürgerkrieg, den die Bolschewiki schließlich aufgrund ihrer überlegenen Kräfte und der sich immer weiter ausbreitenden Hungersnot für sich entschieden.¹⁶

Hunger

Kollektivierung und Sesshaftmachung zerrüteten die multiethnische Gesellschaft Kasachstans. Die unablässigen Beschaffungskampagnen und Enteignungen ließen sie verarmen. Bereits 1930 gab es erste Hinweise auf lokal begrenzte Versorgungskrisen, die sich in den folgenden Jahren ausweiteten; auch weil die Erfüllung von Ablieferungsplänen dann noch kategorisch eingefordert wurde, als sich die Dimensionen der Katastrophe bereits deutlich abzeichneten.

1932/33 kam es schließlich in weiten Teilen der Sowjetunion zu Hungersnöten, deren Epizentren sich in der Ukraine, im Wolga-

gebiet, dem Nordkaukasus und Kasachstan befanden. Nach den plausibelsten Berechnungen fielen dem Hunger dieser Jahre in der gesamten Sowjetunion zwischen 5,5 bis 6,5 Millionen Menschen zum Opfer. Davon kamen die meisten Menschen (etwa 3,5 Millionen) in der Ukraine ums Leben.¹⁷ Doch keine Region traf der Hunger härter als Kasachstan: Die zuvor bereits stark in Mitleidenschaft gezogenen Viehbestände wurden endgültig dezimiert, sodass die ökonomische Basis der Republik Mitte 1933 praktisch vollständig vernichtet war. Durch Hunger und die damit verbundenen Krankheiten starben mehr als 1,5 Millionen Menschen: rund ein Drittel der Kasachen beziehungsweise ein Viertel der Gesamtbevölkerung. Damit war Kasachstan die in Relation zur Gesamtbevölkerung am stärksten vom Hunger betroffene Sowjetrepublik.

Die Hungerkatastrophe bedrohte nicht nur das Leben von Millionen von Menschen, sondern sie zerstörte auch den inneren Zusammenhalt der ohnehin bereits schwer erschütterten Gesellschaft.¹⁸ Solidarität mit Hungernden und Schwachen wurde nun zu einem Luxus, den sich kaum noch jemand erlauben konnte. Auf dem Höhepunkt der Hungersnot herrschten in weiten Teilen Kasachstans grauenhafte Zustände. Von Entbehrungen und Mangel gezeichnete Menschen schleppten sich auf der Suche nach Nahrung und Unterkunft durch die Steppe. Entlang der Verbindungsstraßen und in den Ortschaften lagen unzählige Leichen. Die Kriminalität nahm nie zuvor gesehene Ausmaße an. Neben dem grassierenden Diebstahl sorgten Berichte über den zunehmenden Kannibalismus für Entsetzen. Die überforderten Behörden registrierten Tausende Fälle, in denen Menschenfleisch verzehrt worden war. Vor allem Kinder in den Epizentren der Katastrophe waren besonders gefährdet.

Viele Vertreter der Staatsmacht reagierten angesichts solcher Verhältnisse kopf- und hilflos. Andere versuchten, sich der Hungern-

¹⁵ Vgl. Sarah Cameron, *The Sino-Kazakh Border and the Kazakh Famine*, in: Timothy Snyder/Ray Brandon (Hrsg.), *Stalin and Europe. Imitation and Domination, 1928–1953*, New York 2014, S. 44–72.

¹⁶ Vgl. Turganbek Allanijazov, *Pozlednij rubež zaščitnikov nomadizma. Istorija vooružennych vystuplenii i posvstančeskich dviženij v Kazachstane (1929–1931gg.)*, Almaty 2009.

¹⁷ Die Zahlenangaben sind umstritten, und in vielen Arbeiten werden weitaus höhere Opferzahlen genannt. Zur Debatte vgl. Robert W. Davies/Stephen Wheatcroft, *The Years of Hunger. Soviet Agriculture, 1931–1933*, Houndmills 2004, S. 401.

¹⁸ Zum Folgenden vgl. R. Kindler (Anm. 1), S. 239–274.

den zu entledigen, um nicht selbst für diese schrecklichen Verhältnisse verantwortlich gemacht zu werden. Dazu war ihnen praktisch jedes Mittel recht: Hungernde wurden auf Lastwagen in entlegene Regionen transportiert und ausgesetzt, Flüchtlinge in Baracken eingesperrt und sich selbst überlassen, Minderjährige pferchten die Behörden in Kinderheime, in denen es an allem fehlte, und die Kinder starben schnell und zahlreich. Solche Methoden erwiesen sich als vollkommen untauglich, die Hungersnot einzudämmen. Im Gegenteil: Die Katastrophe nahm immer dramatischere Ausmaße an, weil sich kaum jemand für die bedürftigen Menschen zuständig fühlte. Aus der Sicht lokaler Funktionäre war es jedoch durchaus rational, die Hungernden aus ihren individuellen Verantwortungsbereichen zu vertreiben. Sie wussten genau, dass sie nicht an der Versorgung bedürftiger Menschen gemessen wurden, sondern daran, ob es ihnen gelang, Planvorgaben zu erfüllen und den öffentlichen Raum zu befrieden.

Die Staats- und Parteiführung verharrte angesichts der Hungersnot keineswegs tatenlos. Doch die Hilfslieferungen, die vom Politbüro ab Sommer 1932 nach langem Zögern bewilligt wurden, reichten nicht aus, um alle Bedürftigen zu versorgen. Wie in anderen sowjetischen Krisengebieten überstieg auch in Kasachstan der Bedarf an Brotgetreide und Saatgut die bewilligten Mengen um ein Vielfaches, und was die Hungernden schließlich erreichte, war auch davon nur noch ein Bruchteil. „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen“: Getreu dieser Maxime sollte Lebensmittelhilfe seit dem Frühjahr 1933 vor allem in Kolchosen, Industriebetrieben und auf Baustellen ausgegeben werden. Damit wuchs die Macht lokaler Funktionäre, die die knappen Bestände kontrollierten. Es war nun für jeden Einzelnen überlebenswichtig, Teil lokal organisierter Distributionsnetzwerke zu sein, innerhalb derer Lebensmittel verteilt wurden. Verwandte, Freunde und Bekannte erhielten dabei häufig den Vorzug vor Fremden und Neuankömmlingen. Deshalb gingen insbesondere die Hungerflüchtlinge, die der Hilfe am dringendsten bedurften, häufig leer aus. Oft galten sie in den Kolchosen als überflüssige Esser, die Vorräte banden, aber aufgrund ihres entkräfteten Zustands kaum Nutzen brachten. Vielfach waren sich daher Funktionsträger und Kolchosmitglieder in ihrer Ablehnung der Neuankömmlinge ei-

nig. Aus der Perspektive der einen stellten sie eine Bedrohung für die Planerfüllung dar, aus Sicht der anderen handelte es sich bei ihnen um gefährliche Konkurrenten.

Erst als sich die Gesellschaft der Steppe am Rande des Untergangs befand, konnten sich die Bolschewiki endgültig durchsetzen. Die Hungersnot markierte nicht nur die weitgehende Vernichtung der nomadischen Kultur Kasachstans, sondern auch die Sowjetisierung seiner Bevölkerung. Individuelles Überleben war nun untrennbar mit der Unterwerfung unter die Handlungs- und Herrschaftslogik sowjetischer Institutionen verbunden, denn abseits davon existierten keine nennenswerten Ressourcen mehr. Die Kasachen waren abhängig geworden von jenem Staat, der sie ins Verderben gestürzt hatte.

Als dominierende Lebensform hatte der Nomadismus aufgehört zu existieren. Gleichwohl ließ der Staat seit Mitte der 1930er Jahre wieder vermehrt kasachische Hirten mit Viehherden durch die Steppe ziehen, weil eingesehen wurde, dass sich das ökonomische Potenzial Kasachstans auf diese Art und Weise am besten nutzen ließ.¹⁹

Erinnerung

Die Hungersnot von 1932/33 war sowohl in der sowjetischen Geschichtsschreibung als auch in der Öffentlichkeit eines der am stärksten tabuisierten Themen. Erst im Zuge von Perestrojka und Glasnost konnte ausgesprochen werden, worüber Jahrzehnte geschwiegen worden war. Dabei gab es jedoch massive regionale Unterschiede. Während etwa die Erinnerung an den „Holodomor“ in Teilen der Ukraine als ein Kernelement der ukrainischen nationalen Identität beschworen wurde und wird, existiert in Kasachstan keine auch nur annähernd vergleichbare Gedenkkultur.²⁰ Die Hungersnot ist hier vor allem Gegenstand akademischer Debatten.

Doch am 31. Mai jeden Jahres wird die Katastrophe in einer breiten Öffentlichkeit thematisiert, wenn der offizielle Gedenktag für

¹⁹ Vgl. ebd., S. 312–337.

²⁰ Vgl. Robert Kindler, Opfer ohne Täter. Kasachische und ukrainische Erinnerung an den Hunger 1932/33, in: Osteuropa, 62 (2012) 3, S. 105–120.

die Opfer politischer Repression und des Hungers begangen wird. Zudem wurden in den vergangenen Jahren auch einige Denkmäler errichtet, um der Hungertoten zu gedenken. Damit versucht die kasachische Führung unter dem autokratisch regierenden kasachischen Präsidenten Nursultan Nazarbaev erkennbar, die Balance zwischen unterschiedlichen Ansprüchen zu wahren: So ist es wichtig, den mächtigen Nachbarn Russland nicht zu provozieren, denn die Auseinandersetzungen über den Hunger in der Ukraine sind den Kasachen stets eine Warnung gewesen. Auch innerhalb Kasachstans ist der Hunger ein erinnerungspolitisches Minenfeld. Einerseits muss zumindest ansatzweise dem Bedürfnis vieler Menschen nach kollektiver Anerkennung des Leidens ihrer Vorfahren Rechnung getragen werden, andererseits geht es darum, Erinnerungsdiskurse zu steuern.¹²¹ So soll der Frieden innerhalb der multiethnischen Gesellschaft Kasachstans gewahrt bleiben, der in Gefahr geriete, würde eine Debatte über den Hunger die Fragen von Verantwortung und Schuld aufwerfen.

Hinzu kommt ein dritter Grund, der eine offene Auseinandersetzung auch unter den Kasachen selbst erschwert: Es würde dann nicht mehr genügen, auf Stalin und einige wenige führende Kommunisten als Verantwortliche für die Katastrophe zu verweisen; vielmehr müsste dann auch die Frage nach den Verstrickungen indigener Funktionäre gestellt werden. Schließlich wurde die Hungersnot zwar durch die Kampagnen zur Kollektivierung, Sesshaftmachung und Dekulakisierung „von oben“ ausgelöst, ihre Dynamiken wurden jedoch vielfach auf lokaler Ebene bestimmt. Eine Diskussion darüber wird in Kasachstan indessen kaum geführt. Und deshalb ist die Hungersnot in den dominierenden kasachischen Debatten vor allem eine abstrakte „Tragödie“, deren Mechanismen aber letztlich unverstanden bleiben – und bis zu einem gewissen Grade auch unverstanden bleiben sollen.

Ähnlich ambivalent ist es um die Erinnerung an die nomadische Vergangenheit Kasachstans bestellt. So wird die offizielle Geschichtspolitik nicht müde, die grandiose

¹²¹ Vgl. etwa die Memoiren von Mukhamet Shayakhmetov, *The Silent Steppe. The Story of a Kazakh Nomad under Stalin*, London 2006.

nomadische Kultur der Kasachen zu betonen, auf ihr Erbe zu verweisen, es zu inszenieren und zu mythologisieren. Dabei handelt es sich jedoch nicht nur um einen „von oben“ oktroyierten Diskurs, sondern auch um vielfältige und breit rezipierte Inszenierungen der vorkolonialen und vorsowjetischen Vergangenheit, etwa in populären Filmen und Büchern.¹²² Zugleich wird die jüngere Geschichte Kasachstans als eine erfolgreiche Industrialisierungs- und Modernisierungsgeschichte erzählt, an der alle in Kasachstan lebenden Nationalitäten ihren Anteil hatten. Der Spagat zwischen diesen unterschiedlichen Narrativen ist nicht immer einfach. Besonders problematisch ist dabei der Umgang mit dem Stalinismus, der die nomadische Kultur zerstörte und mit gewaltsamen Mitteln die Grundlagen für gigantische Industrie- und Infrastrukturprojekte schuf. Die offizielle Geschichtspolitik vermag es nicht, den Terror jener Jahre mit der Erzählung von Aufbau und Fortschritt zu verbinden. In dieser Perspektive kam ersterer als fremde Gewalt über die Gesellschaft, während letztere vor allem als das Werk der multiethnischen Bevölkerung Kasachstans erscheinen.¹²³

Die Sesshaftmachung der Nomaden spielt in diesen Narrativen keine wesentliche Rolle. Sie gilt weithin als notwendiger und erfolgreicher Akt des Übergangs und der Überwindung archaischer Lebensweisen. Im kollektiven Gedächtnis werden die mit dieser Politik verbundenen Schrecken durch die traumatischen Erinnerungen an Kollektivierung und Hungerkatastrophe überlagert. Auch deshalb gibt es in der offiziellen kasachischen Erinnerungs- und Geschichtspolitik für die Sesshaftmachung der Nomaden keinen festen Ort.

¹²² Vgl. Rico Isaacs, *Nomads, Warriors and Bureaucrats. Nation-Building and Film in Post-Soviet Kazakhstan*, in: *Nationalities Papers*, 43 (2015) 3, S. 399–416.

¹²³ Vgl. *Vystuplenie Prezidenta Respubliki Kazachstan N. A. Nazarbaeva na otkrytii Monumenta pamjati žertv goloda 1932–1933 gg.*, in: *Sbornik materialov meždunarodnoj konferencii „Golod v Kazachstane. Tragedija naroda i uroki istorii“*, Astana 2012, S. 7–9.

Ines Stolpe

Truly Nomadic? Die Mongolei im Wandel

Kaum ein Staat wird so ostentativ mit Nomadismus assoziiert – ob in Filmen, Bildbänden, bei Fotoausstellungen oder auf der Internationalen Tourismusbörse, auf der die Mongolei im März 2015 mit dem Slogan „Nomadic by Nature“ als offizielles Partnerland auftrat – Mongolen gelten als Nomaden *par excellence*. Es mag daher überraschen, dass diejenigen, die tatsächlich von mobiler Weidewirtschaft leben, sich selbst nicht dieses Begriffes bedienen. Denn: „Nomadism is a category imagined by outsiders“,¹ eine externe Zuschreibung von Differenz. Bis Mitte des 20. Jahrhunderts betrieb jedoch die Mehrheit der mongolischen Bevölkerung extensive Weidewirtschaft. Der mobile *way of life* war somit der Normalfall und bedurfte als kulturelle Selbstverständlichkeit keiner kontrastiven Terminologie. Ebenfalls einzigartig verlief die Modernisierung des Landes mit ihrer dezidierten Ausrichtung auf Gleichstellung bei wechselseitiger Integration von räumlicher und sozialer Mobilität. Vor diesem Hintergrund kritisierten mongolische Wissenschaftler die ab 1990 einsetzende Konjunktur einer diskursiven „Nomadisierung“ als Anbiederung an externe Sichtweisen: „If we call ourselves *nomadic people* it will mean that we are simply a homeless tribe or people having no permanent abode. What kind of people will we be after all?“² Wie das Zitat exemplarisch illustriert, erschien das Nomaden-Image vor allem wegen impliziter Assoziationen mit Rückständigkeit problematisch.

Doch die Zeiten haben sich geändert. Wenn urbane Mongolen heute ihren Staat als „Land der Nomaden“ präsentieren, so grei-

fen sie mit dieser Selbstexotisierung ein im maß- und geldgebenden Ausland geläufiges Stereotyp auf, das sich gewinnbringend instrumentalisieren lässt. Ob im Tourismus, in Forschungslandschaften, der Entwicklungspolitik oder in Bezug auf postmoderne Lebensstile – Nomadismus klingt sexy. Häufig ist eine Zuschreibung dieser kollektiven Identität assoziiert mit abstrusen „myths of the nomad“,³ die auf einer starken Anziehungskraft der binären Opposition sesshaft versus nomadisch basieren. Der Historiker Dipesh Chakrabarty hat nicht grundlos konstatiert, dass europäische Kategorien unverzichtbar sind, so inadäquat sie auch sein mögen.⁴ In der Mongolei verweist die Verwendungsgeschichte von Termini des „Nomadischen“ auf politische Dimensionen kultureller Repräsentation; so ist die Stilisierung als exotisches „Nomadenland“ heute exklusiv in kosmopolitischen Settings präsent. Dieses „mapping the Self with the categories of the Other“⁵ trägt Züge eines intellektuellen Kolonialismus mit einseitiger Anpassung an hegemoniale Kategorien des Westens. Ob strategisch oder pragmatisch motiviert, eine solche Homogenisierung blendet kulturelle Besonderheiten aus. Werfen wir also einen Blick auf *emische*⁶ Perspektiven und ihre Symbolik:

Im Mongolischen sind zur Beschreibung der traditionellen Lebens- und Wirtschaftsweise Äquivalente des Abstraktums „Nomadismus“ ebenso unüblich, wie sich die Akteure selbst „Nomaden“ nennen. Ihr Eigenname war und ist *malčid*, eine denominale Ablei-

¹ Caroline Humphrey/David Sneath, *The End of Nomadism? Society, State and Environment in Inner Asia*, Durham 1999, S. 1.

² N. Doržgotov, *Zarim ügijn tuchaj*, in: *Nüüdljijn nijgmijg olon ulsyn түвшинд судлал н*. Nomadism – International Study, Ulaanbaatar 2002, S. 109.

³ Anatoly M. Khazanov, *Nomads and the Outside World*, Madison 1984/94², S. 1.

⁴ Im Original: „both indispensable and inadequate“. Dipesh Chakrabarty, *Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference*, Princeton–New Jersey 2000, S. 6.

⁵ John Clammer, *Europe in Asia's Imaginary. Disciplinary Knowledges and the (Mis)Representation of Cultures*, in: Stephanie Lawson (Hrsg.), *Europe and the Asia-Pacific. Culture, Identity and Representations of Region*, London–New York 2003, S. 17–32, hier: S. 21.

⁶ Der „emische“ Zugang stellt kulturspezifische Zusammenhänge aus der Binnenperspektive da.

tung von *mal* – „Weidevieh“. In diese Rubrik fallen Pferde, Schafe, Rinder (inklusive Yaks), Ziegen und Kamele. Diese Tierarten sind nicht nur Grundlage pastoralen Wirtschaftens (Naturweidewirtschaft), sondern auch kulturprägende Elemente und werden mit der Wortverbindung *tavan chošuu mal* bezeichnet. Die gängige Übersetzung als „fünf Weidetierarten“ ignoriert den unvertrauten Part, der eine kulturspezifische Klassifikation impliziert: Neben der auch andernorts gebräuchlichen Einteilung in Groß- und Kleinvieh unterscheidet man in der Mongolei heiß- und kaltmäulige Tiere (*chaluun/chüjten chošuu mal*). Hiermit wird weniger auf Körpertemperaturen verwiesen, vielmehr gelten die als heißmäulig bezeichneten Pferde und Schafe als den Menschen besonders nahestehend und eignen sich daher als Opfertiere. Ebenfalls kulturspezifisch ist die Einteilung in Lang- und Kurzbeinvieh. Diese Klassifikation verweist direkt auf pragmatische Aspekte der jüngst als *technoscape*⁷ eurasischer Steppen charakterisierten Graslandökonomie: Die zum Kurzbeinvieh zählenden Schafe, Ziegen und Rinder werden in der Nähe gehütet, während Pferde und Kamele als Langbeinvieh oft unbegleitet in größerer Distanz weiden. Mit diesen fünf Tierarten ist die mongolische Weidewirtschaft in hohem Maße multispezialisiert.

Darüber hinaus existiert in der Taiga der mongolischen Provinz Chövsgöl mit der südlichsten Rentierhaltung der Welt auch eine monospezialisierte Form des Pastoralismus. Die Rentierhalter sind keine Mongolen, sondern Angehörige der ursprünglich turksprachigen Tuwiner (auch Tagna- beziehungsweise Sojon-Urianhaj), die sich selbst als *duchalar* (Taigaleute) bezeichnen und auf Mongolisch *caatan* (Rentierleute) genannt werden. Sie sind mit nur knapp 300 Personen⁸ die kleinste na-

tionale Minderheit der Mongolei und nutzen, anders als ihre mobilen mongolischen Nachbarn, als Unterkünfte keine Jurten, sondern Zelte in Tipi-Form.

Jurten (mongolisch *ger*) gelten, gleich den fünf Weidetierarten, als identitätsstiftendes kulturelles Symbol: Die aus dem 13. Jahrhundert überlieferte „Geheime Geschichte der Mongolen“ gibt Auskunft über die damalige Selbstbezeichnung als „Leute in Filzwandzelten“, gleichsam als frühe Version eines über die mobile Behausung definierten *ethnoscapes*.⁹ In der heutigen Mongolei leben etwa 45 Prozent aller Haushalte in Jurten.¹⁰

Bemerkenswerterweise sucht man in mongolischen Statistiken eine Unterteilung der Bevölkerung in „sesshaft“ und „nomadisch“ vergeblich. Dergleichen ergäbe aus emischer Perspektive keinen Sinn, denn erstens sind diese Kategorien für Insider irrelevant, und zweitens sind allenthalben flexible Praxen üblich. So vollzieht sich die extensive Weidewirtschaft in einem Spektrum räumlicher Mobilität, das von Pastoralismus über Transhumanz (Vorhandensein immobilier Basislager) bis zu Agropastoralismus (Kombination mit Ackerbau) reicht. Viele Haushalte haben diverse Einkommensquellen, und auf der Mikroebene zeigt sich, dass temporäre Sesshaftigkeit oft mit sozialen Mobilitätsambitionen einhergeht. Bevor wir uns diesen zuwenden, werden politische Rahmenbedingungen räumlicher Mobilität aus vergleichender Perspektive skizziert.

Nomadismuspolitik, räumliche und soziale Mobilität

Es ist ein orthodoxes Narrativ, Nomadismus und Sozialismus seien Antipoden gewesen, und letzterer hätte allorts danach getrachtet, ersteren durch Sesshaftmachung abzuschaffen. Drei Aspekte werden bei einer solch undifferenzierten Betrachtung ausgeblendet: erstens, dass diese Aussage nicht pauschal zutrifft, zweitens, dass Nomadismus beider-

in: Senri Ethnological Studies, 69 (2005), S. 123–152. Laut letztem Zensus waren es 282 Personen, siehe www.toollogo2010.mn (14. 4. 2015).

⁷ Vgl. A. Appadurai (Anm. 7).

¹⁰ Vgl. National Statistical Office of Mongolia, Chün am, oron suucny 2010 ony ulsyn toollogo ürdün.

⁷ Vgl. Thomas Barfield, *Nomadic Pastoralism in Mongolia and Beyond*, in: Paula Sabloff (Hrsg.), *Mapping Mongolia. Situating Mongolia in the World from Geologic Time to the Present*, Philadelphia 2011, S. 104–124, hier: S. 104. Dies ist einer von fünf Analyserahmen (neben *ethno-*, *media-*, *finance-* und *ideoscape*), mit denen der Anthropologe Arjun Appadurai Beziehungen globaler Strömungen beschreibt. Vgl. Arjun Appadurai, *Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization*, Minneapolis 1996.

⁸ Vgl. Tetsuya Inamura, *The Transformation of the Community of Tsaatan Reindeer Herders in Mongolia and Their Relationship with the Outside World*,

seits des „Eisernen Vorhangs“ lange Zeit als Modernisierungshindernis und antiquiert-unrentable Wirtschaftsform galt,¹¹ und drittens, dass forcierte Sesshaftigkeit oft (und gerade im Postsozialismus) mit Privatisierung und *land grabbing* einhergeht.

Ein kurzer Blick in die Geschichte Zentralasiens zeigt, dass während der Zarenzeit angesichts der Ausdehnung des Russischen Reiches und der Kolonisierung durch russische Bauern die kasachische Intelligenz selbst Sesshaftwerdung proklamierte, um die Landfrage zugunsten der eigenen Leute zu entscheiden.¹² Die dann im 20. Jahrhundert in der Sowjetunion der Stalin-Ära erzwungenen Kollektivierungen und Sesshaftmachungen und ihre katastrophalen Folgen sind vielfach dokumentiert. Im Vergleich zur ebenfalls destruktiven Nomadismuspolitik anderer Staaten¹³ jedoch scheint die räumliche Mobilität weniger eingeschränkt worden zu sein. Retrospektiv diagnostiziert die Sozialanthropologin Carol Kerven für Kasachstan und Turkmenistan: „Soviet administration preserved some important elements of the nomadic system.“¹⁴ Die Wanderdistanzen gingen erst *nach* 1990 zurück, woraufhin die Produktivität sank. Gleiches lässt sich für die postsozialistische Mongolei feststellen. Doch wie sah es zuvor aus?

Von 1924 bis 1992 existierte die Mongolische Volksrepublik (VR), die nach der Sowjetunion als zweiter sozialistischer Staat galt. Wiewohl stark beeinflusst vom „großen Bruder im Norden“ (*chojdač*), war die Mongolische VR keine Sowjetrepublik. Gerade die Nomadismuspolitik war einer der Bereiche, in dem der Satellit zu seinem Leitstern Distanz hielt: Anders als Sowjetisch-Zentralasien blieb das Land von Programmen zur Sesshaftmachung verschont, und die ex-

tensive Weideviehhaltung war als landwirtschaftliche Hauptproduktionsform anerkannt. Unterschiede zur Nomadismuspolitik der Sowjetunion gab es auch bei der Kollektivierung: Während diese in den Sowjetrepubliken trotz Widerstands gewaltsam umgesetzt wurde, brach man in der Mongolischen VR den ersten Versuch angesichts drohender Volksaufstände zunächst ab.¹⁵ Der nächste Anlauf wurde erst dreißig Jahre später genommen und führte durch anreizbasierte Herangehensweisen und attraktive Rahmenbedingungen schließlich zum Ziel.¹⁶ Die Unterschiede zu Kasachstan waren erheblich: „Pastoralism did not experience any economic, political or ideological marginalisation in Mongolia because its importance in economic respects and its being a fundamental feature of traditional Mongolian culture was generally acknowledged. There was no decline in livestock numbers during the collectivisation here as occurred in Kazakhstan, and pastoralism did not lose that much importance in relation to other sectors of the economy. The collectives were also not as rigidly organised and in every-day life there was a high level of individual decision making concerning livestock management.“¹⁷

Die Kollektivierung war flankiert von der Etablierung moderner Institutionen wie Schulen, Krankenhäusern, Poststationen, Veterinärzentren, Läden, Klubs und Bibliotheken. Mitunter werden die so entstandenen ländlichen Zentren als Bestrebungen zur Sesshaftmachung interpretiert, obwohl, wie unter anderem Caroline Humphrey und David Sneath in einer vergleichenden Studie nachgewiesen haben, die Existenz immobiler Infrastruktureinrichtungen kein Indikator für sinkende räumliche Mobilität ist. Auf der Basis länderübergreifender Analysen bewerten sie die Modernisierungen in der Mongolischen VR als gelungene Integration von mobilem und sesshaftem Le-

¹¹ Vergleichend dazu Elliot Fratkin, Pastoralism: Governance and Development Issues, in: Annual Review of Anthropology, 26 (1997), S. 235–261.

¹² Vgl. Peter Rottier, The Kazakhness of Sedentarization: Promoting Progress as Tradition in Response to the Land Problem, in: Central Asian Survey, 22 (2003) 1, S. 67–81.

¹³ Vergleichend u. a. zu Skandinavien, Nordamerika und Ostafrika John G. Galaty/Douglas L. Johnson (Hrsg.), The World of Pastoralism. Herding Systems in Comparative Perspective, New York–London 1990.

¹⁴ Carol Kerven (Hrsg.), Prospects for Pastoralism in Kazakhstan and Turkmenistan. From State Farms to Private Flocks, London–New York 2003, S. 2.

¹⁵ Vgl. Charles R. Bawden, The Modern History of Mongolia, London 1968.

¹⁶ Vgl. David Sneath, Lost in the Post: Technologies of Imagination, and the Soviet Legacy in Post-Socialist Mongolia, in: Inner Asia, 5 (2003) 1, S. 39–52; I. Lchagvasüren, XX зууны Монголчууд, Osaka 2003.

¹⁷ Peter Finke, Contemporary Pastoralism in Central Asia, in: Gabriele Rasuly-Palczyk/Julia Katschnig (Hrsg.), Central Asia on Display, Wien 2004, S. 397–410, hier: S. 398.

bensstil.¹⁸ Ebendies ist in der Mongolei Konsens und wird mit der Formel „ein Staat, zwei Zivilisationen“ (*neg uls, chojor irgenšil*) auf den Punkt gebracht. Die Wortwahl ist durchaus kein Zufall, wird doch Zivilisation mit Modernität und Fortschritt assoziiert.

Fokussiert man den für gesellschaftliche Modernisierung zentralen Faktor soziale Mobilität, so ist die Mongolische VR ein wohl einzigartiges Beispiel für „Nomad-Mainstreaming“, insofern staatliche Politik und Institutionen auf Gleichstellung ausgerichtet waren. Hierdurch sind auch die international anerkannten Erfolge im Bildungsbereich zu erklären, denn das Land war bei mehrheitlich mobiler Bevölkerung der erste Staat in Asien, der bis Ende der 1960er Jahre eine flächendeckende Alphabetisierung erreicht hatte.¹⁹ Gelungen war dies vor allem dadurch, dass die Bildungspolitik auf schulorganisatorischer Ebene stark auf die Viehwirtschaft Bezug nahm und das Bildungssystem eine hohe Durchlässigkeit aufwies.²⁰ Ein weiteres Alleinstellungsmerkmal war die sogenannte Gender-Inversion: je höher der Bildungsgrad, desto höher der Frauenanteil. Seit Geschlechterparität in den 1970er Jahren erreicht wurde, verzeichnen mongolische Hochschulen mehr Absolventinnen als Absolventen. Waren Frauen in der mongolischen Gesellschaft von jeher vergleichsweise autonom, so ist es seit der Modernisierung verbreitet, Töchter mit möglichst hohen Bildungsabschlüssen ausgestattet in die Ehe zu entlassen.²¹ Zum Ende des Sozialismus 1989/90 lag die Alphabetisierungsrate bei 96,5 Prozent.²² Damit hatte die von mobiler Viehwirtschaft geprägte Mongolei „a higher literacy rate than the United Kingdom or the United States, and a higher tertiary education rate than most countries in the developed world“.²³

¹⁸ Vgl. C. Humphrey/D. Sneath (Anm. 1).

¹⁹ 1970 erhielt die Mongolische VR hierfür eine Auszeichnung der UNESCO.

²⁰ Vgl. Ines Stolpe, *Schule versus Nomadismus? Interdependenzen von Bildung und Migration in der modernen Mongolei*, Frankfurt/M. 2008.

²¹ Vgl. Sodnomyn Zambaga, *Mongolische Frauen: Traditionen und Veränderungen*, in: *Interkulturelle und Internationale Prozesse in der Frauenforschung und Frauenbewegung*, 5 (1992), S. 34 ff.

²² Vgl. Mongol Ulsyn Zasgyn Gazar/United Nations Development Programme (UNDP), *Mongol chünij chögžlijn iltgel*, Ulaanbaatar 1997, S. 7.

²³ *The Mongol Messenger* vom 20. 8. 1997, S. 7.

Vor diesem Hintergrund erklärt sich, weshalb die Herabstufung der Mongolei zu einem Entwicklungsland zu Beginn der 1990er Jahre einen Schock auslöste, entsprachen doch die Selbstwahrnehmung und die hohen Lebensqualitätsdaten des Human Development Index der Vereinten Nationen dieser Kategorisierung nicht. Doch angesichts der Wirtschaftskrise nach dem Kollaps des Rates für Gegenseitige Wirtschaftshilfe (COMECON) sah sich die mongolische Regierung gezwungen, der als Stigmatisierung angesehenen Einstufung in die „Dritte Welt“ nachzugeben, um Kredite zu erhalten. Diese wiederum waren an Privatisierungsaufgaben gebunden und lösten Kontroversen aus, da es niemals in der mongolischen Geschichte Landeigentum gegeben hatte. Die Viehwirtschaft funktionierte stattdessen von jeher auf der Basis von Nutzungsrechten, denn es war allgemein bekannt, dass starre Grenzen einer nachhaltigen und witterungsangepassten Nutzung von Weideland in ariden (trockenen) Gebieten abträglich sind. Doch: „development planners (...) are uncomfortable with forms of collective land tenure“.²⁴ Ungeachtet heftiger Kritik war die Entwicklungspolitik der 1990er Jahre noch immer vom Leitbild der *Tragedy-of-the-Commons*-These²⁵ inspiriert. Die der Mongolei angelegene sogenannte Schocktherapie basierte auf überkommenen Modellen, und die vielbeschworene Transition stellte sich im ländlichen Raum als Regression dar: Viehzüchter beschrieben die Umkehr des Entwicklungsprozesses als „having lost decades of improvement with conditions beginning to resemble those of the 1940s!“²⁶

Was war geschehen? Zunächst stand die Dekollektivierung an der Spitze der Agenda. Dieser 1991 bis 1993 vollzogene erste Schritt der Reform des Landwirtschaftssektors rief positive Resonanz hervor und war mit optimistischen Erwartungen verbunden. Viele

²⁴ E. Fratkin (Anm. 11), S. 242.

²⁵ Vgl. Garrett Hardin, *The Tragedy of the Commons*, in: *Science*, 162 (1968) 3859, S. 1243–1248.

²⁶ David Sneath, *Mongolia in the 'Age of the Market': Pastoral Land-use and the Development Discourse*, in: Ruth Mandel/Caroline Humphrey (Hrsg.), *Markets and Moralities. Ethnographies of Postsocialism*, Oxford–New York 2002, S. 191–210, hier: S. 196.

Familien nahmen ihre Kinder, vor allem Jungen, aus den Schulen, um den mit großen Privatherden²⁷ verbundenen Arbeitsaufwand bewältigen zu können. Nach der Privatisierung des etwa 26 Millionen Tiere umfassenden Viehbestandes war die Weidewirtschaft Anfang der 1990er Jahre der einzige ökonomische Sektor, der Wachstumsraten zu verzeichnen hatte. Doch durch die Abwicklung der Kollektive und den Rückzug des Staates brach die sozioökonomische Struktur der ländlichen Siedlungszentren zusammen. Viele Leistungsangebote in den Bereichen Bildung, Gesundheit, Veterinärwesen, Kommunikation und Kultur fielen ersatzlos weg, inklusive der damit verbundenen Arbeitsplätze. 1991 bis 1994 führte dies in Kombination mit der miserablen Versorgungslage zum Rückzug in die ländliche Subsistenzwirtschaft und zum vielbeachteten Phänomen der „neuen Nomaden“: Nach Privatisierung der Herden hatten landesweit etwa 95 000 Personen aus anderen Berufsfeldern in die Viehzucht gewechselt.²⁸ Hierbei handelte es sich vorwiegend um ehemalige Angestellte, die nach der Dekollektivierung infolge von Arbeitslosigkeit und Warenknappheit mit „pre-modern means of subsistence“²⁹ ein Auskommen suchten. Dieser zuweilen etwas voreilig und romantisierend als „Konversion von der Sesshaftigkeit zum Nomadentum“³⁰ gefeierte Prozess kehrte sich Ende der 1990er Jahre um, als bereits 35,6 Prozent der Bevölkerung unterhalb der Armutsgrenze lebten,³¹ in ländlichen Zentren keine suffiziente Infrastruktur mehr existierte und eine anhaltende Land-Stadt-Migration von mehr als einer halben Million Menschen die sogenannten Nomaden in eine Minderheit verwandelte.

²⁷ Während des Sozialismus waren Privatherden von maximal 50 (in der Wüste Gobi 75) Tieren je Haushalt gestattet.

²⁸ Vgl. Mongol Ulsyn Zasgyn Gazar/UNDP (Anm. 22).

²⁹ Ole Bruun, *The Herding Household: Economy and Organization*, in: ders./Ole Odgaard (Hrsg.), *Mongolia in Transition*, Richmond 1996, S. 65–89, hier: S. 65.

³⁰ Franz-Volker Müller, *Die Wiederkehr des mongolischen Nomadismus*, in: Jörg Janzen (Hrsg.), *Räumliche Mobilität und Existenzsicherung*, Berlin 1999, S. 11–46, hier: S. 36.

³¹ Vgl. Government of Mongolia/UNDP, *Human Development Report Mongolia*, Ulaanbaatar 2000, S. 23.

Heute leben 68 Prozent der seit Januar 2015 drei Millionen zählenden Bevölkerung der Mongolei in Städten, davon mehr als 40 Prozent in Ulaanbaatar.³² In der kältesten Hauptstadt der Welt, die jüngst durch Spitzenwerte in der Luftverschmutzung traurige Berühmtheit erlangte, wohnen knapp zwei Drittel der Einwohner in Jurtenvierteln mit mangelhafter Infrastruktur. Die Ursachen für den anhaltenden Zuzug sind vielfältig, neben ökonomischen Gründen spielt vor allem der Wunsch nach sozialer Mobilität eine Rolle. Denn paradoxerweise hatte die junge Generation auf dem Land nach der politischen Wende schlechtere Bildungschancen als die Generation ihrer Eltern. Der im Rahmen der Strukturanpassung erstellte erste Masterplan zur Reform des Bildungswesens sah für ländliche Regionen Low-Budget-Schulen mit Wanderlehrern und Mehrklassenunterricht vor, was von der an Chancengleichheit gewöhnten Landbevölkerung wegen Diskriminierung abgelehnt wurde. Erstmals in der Geschichte der Mongolei gab es ausgerechnet beim Übergang zur Demokratie eine signifikante strukturelle Benachteiligung von Kindern aus Nomadenfamilien. Der Rückgang der Schulbesuche in den 1990er Jahren führte zu einer statistisch relevanten Wiederkehr des Analphabetentums – ironischerweise zeitlich synchron, aber inhaltlich konträr zur globalen Bildungsprogrammatisierung der „Education for All“-UN-Dekade. In dieser Zeit sahen sich Viehzüchterhaushalte mit sozialen Mobilitätsambitionen zu Migration für Bildung gezwungen, nicht selten verbunden mit Trennung der Familie und nahezu immer mit Einschränkungen des Weidewechsels und der Wanderdistanzen.³³

Im Umfeld ländlicher und urbaner Zentren, die Zugang zu Märkten, Informationen und Dienstleistungen versprachen, kam es nach 1990 zu Überweidung. Hierzu trug unter anderem der auf etwa 45 Prozent gestiegene Anteil profitabler Kaschmirziegen bei (die Mongolei ist neben China der weltgrößte Produzent von Kaschmirwolle). Katastrophale Auswirkungen hatten zudem

³² Vgl. UNDP, *Sustainable Urban Development in Mongolia*, 2014, www.mn.undp.org/content/dam/mongolia/DevelopmentDialogues/DD2014/DD8_20140616/dd-8%20-eng.pdf (22.5.2015).

³³ Für Hintergründe der Bildungsreform und Fallstudien siehe I. Stolpe (Anm. 20).

konsekutive Dürren und *Zud*-Ereignisse. Letztere bezeichnen massenhaftes Viehsterben, zu dessen Ursachen hoher Schnee, überfrierende Nässe, Sturm und/oder Bodenverdichtung zählen, wobei das Ausmaß der Verluste von sozialen und politischen Faktoren abhängt. Nach Auflösung der Kollektive mit ihren Serviceleistungen wie Veterinär- und Transportdiensten, Futterproduktion sowie Notfallhilfe war Risikomanagement inklusive *Zud*-Prävention Privatsache. Regionen, in denen Heugewinnung nicht möglich ist, waren besonders von Viehverlusten betroffen, bevor die Regierung nach dem Verenden eines Fünftels der nationalen Tierbestände im Frühjahr 2010 erneut Notfallkapazitäten zur *Zud*-Intervention etablierte.^{f³⁴} Doch ex post war die durch Verlust der Existenzgrundlage ausgelöste neue Welle der Land-Stadt-Migration nicht mehr aufzuhalten. Erst ab 2013 begann die Regierung, in einigen Landkreisen die Modernisierung der ruralen Infrastruktur zu fördern.^{f³⁵}

Minegolia und die Postmoderne: Nomadism-to-go

Die Mongolei gehört zu den zehn rohstoffreichsten Ländern der Erde und ist als „Minegolia“ oder „Moncoalia“ in den Fokus transnationaler Wirtschaftsinteressen gerückt. Einige der auf gigantischen Direktinvestitionen basierenden Großprojekte zur Erschließung und Verarbeitung immenser Ressourcen an Kupfer, Gold, Kohle, Uran, Molybdän und Seltenen Erden stagnieren derzeit, hauptsächlich infolge politischer Instabilität und Rechtsunsicherheit. Umweltprobleme sind ebenso virulent wie Streit darum, wer von den Rohstofflösen profitiert. Denn nach wie vor lebt etwa ein Drittel der Bevölkerung unterhalb der Armutsgrenze, und die Zuwanderung in die Jurtenviertel Ulaanbaatars hält an, während sich reiche Eliten in *gated communities* abschotten. In der Weidewirtschaft bringt der Rohstoffboom vielerorts Interes-

senkonflikte bei der Landnutzung hervor. Betroffen sind beispielsweise in den vergangenen Jahren quasi-privatisierte Winter- und Frühjahrslagerplätze, für deren Nutzung die Administration der Landkreise Zertifikate ausstellt, während übergeordnete Autoritäten mitunter für dieselben Orte Abbaulizenzen vergeben. In allen Provinzen der Mongolei schwelen Konflikte wegen großflächiger Zerstörung von Weideland durch Bergbau. Extreme Staubbelastungen durch Tausende Lastwagen auf unbefestigten Steppenwegen sowie Wasservergiftungen durch Quecksilber und Cyanide fordern Opfer. Mehr als 850 Flüsse und 1000 Seen sind infolge von Rohstoffabbau ausgetrocknet. Das Versiegen des Ongi-Flusses, von dessen Wasserressourcen über 60 000 Hirten-Haushalte abhängen, löste international beachtete Proteste aus. Neben großen Firmen betreiben sogenannte Ninjas^{f³⁶} teils ungeregelten Kleinbergbau und hinterlassen oft kontaminierte Mondlandschaften. Wiewohl Gesetze zur Einhaltung von Umweltstandards durchaus existieren, scheitert deren Umsetzung vielerorts an fehlenden Autoritäten und/oder Korruption. Angesichts hoher Staatsverschuldung und prognostizierter Wachstumsraten setzt die Regierung weiter auf Bergbau als Top-Priorität für die ökonomische Entwicklung der Mongolei.^{f³⁷}

Als potenzieller Wachstumssektor gilt auch der Tourismus. Insbesondere im Umkreis landschaftlicher und geschichtsträchtiger Attraktionen sowie entlang der Hauptreiserouten verspricht sich die lokale Bevölkerung saisonale Verdienstmöglichkeiten. Selbst einige Gruppen von Rentierzüchtern ziehen aus der Taiga in die Nähe von Touristencamps, obwohl dies der Gesundheit der mitgeführten Rentiere abträglich ist.^{f³⁸} Kontrovers diskutiert werden durch Tourismus verursachte Umweltbelastungen (Wasser- und Holzverbrauch, Müll) sowie die Frage, inwieweit die ländliche Bevölkerung am Gewinn der fast

^{f³⁴} Vgl. Ines Stolpe, *Zud* in der Mongolei: Perspektiven auf wiederkehrende endemische Katastrophen, in: *Mongolische Notizen*, 19 (2010/2011), S. 44–60.

^{f³⁵} Von dem *sumyn tövijn šinečel* bzw. *šine sum töšöl* genannten Programm waren 2014 nur 16 der über 300 Landkreise erfasst worden. Vgl. Ines Stolpe, Postsozialistische Perestroika in der ländlichen Mongolei, in: *Mongolische Notizen*, 22 (2014), S. 111–128.

^{f³⁶} Diese Bezeichnung verdanken die Goldwäscher Plastikschüsseln, die, auf dem Rücken getragen, an Schildkrötenpanzer der „Teenage Mutant Ninja Turtles“ erinnern. Assoziationen mit anderen populärkulturellen Genres des Ninja-Mythos liegen ebenfalls nahe.

^{f³⁷} Vgl. Elizabeth Endicott, *A History of Land Use in Mongolia. The Thirteenth Century to the Present*, Basingstoke 2012.

^{f³⁸} Vgl. T. Inamura (Anm. 8).

ausnahmslos von Hauptstädtern oder Ausländern geleiteten Reiseunternehmen beteiligt ist. Nomadismus ist *das* Zauberwort, um Touristen in die Mongolei zu locken. Es wird gern gekoppelt mit dubiosen Versprechen einer Zeitreise in eine – freilich imaginäre – Vergangenheit. Fast alle Anbieter haben Besuche bei „echten Nomaden“ im Programm, und obwohl der Weidewirtschaft von der Politik geringe Priorität beigemessen wird und die Viehzüchter de facto Abwertung erfahren, werden sie genutzt als „spectacle for the tourist industry and a colourful testimony to Mongolia’s great heritage“.³⁹ Man bedient hiermit das exotistische Bedürfnis, in den Weiten scheinbar zivilisationsferner Steppen auf die authentische Unverdorbenheit kerniger Naturmenschen zu treffen, die das genuin Nomadische zu verkörpern versprechen.

In der Mongolei der Gegenwart hat weniger die real existierende mobile Weideviehwirtschaft als das Motiv eines mythischen „Nomadischen“ Konjunktur. Es ist keineswegs auf Marketing im Tourismussektor beschränkt, vielmehr durchherrscht dieses Klischee sämtliche Identitätsdiskurse, die um die Frage kreisen, was wirklich, echt und wahrhaft (*žinchene*) mongolisch sei. Ob als nationalistisch-demonstrative Abgrenzung zum südlichen Nachbarn China ins diskursive Feld geführt oder beim Ringen um distinktive Wahrnehmbarkeit auf globalen Bühnen – das Nomadismus-Label eignet sich, vorzugsweise in Kombination mit Činggis Chaan, dem ersten mongolischen Großkhan, ideal als Markenzeichen. Das so kreierte Image der „Mongolian nomads“ als „poetic fiction“⁴⁰ verharret nicht im euro-amerikanischen Bewusstsein, sondern ist längst in den Vorstellungswelten mongolischer Städter sesshaft geworden. Heute wird das, was als wahrhaft mongolisch gilt, von urbanen Eliten in träumerisch-essentialistischer Manier dem ländlichen Raum (*chödöö*) zugeordnet. Rurale Regionen, wie wohl nach 1990 von staatlicher Politik ver-

nachlässigt, werden als Reservoir kultureller Intaktheit und Authentizität imaginiert. Anders als in fiktionalen westlichen Mongolei-Bildern sind bei einheimischen Städtern romantische Vorstellungen eines freien Umherschweifens in unberührter Natur freilich nicht anzutreffen.

Ohnehin hat Freiheit in der Heterogenität der Postmoderne andere Dimensionen. Mit „reductive mould of a ‚nomadic nation“⁴¹ kann in der Mongolei jenseits kosmopolitischer Settings kaum jemand etwas anfangen. Anstelle eines altbackenen Kulturdeterminismus finden wir, wie anderswo auf der Welt, deterritoriale Arten von Eskapismus. Ein verbreitetes Phänomen ist beispielsweise das umgangssprachlich *alga boloch* genannte Abtauchen: Sei es, um sich temporär von Stress zu erholen (im Hauptstadtmongolischen ist das Lehnwort „Stress“ sehr populär) oder um sich sozialer Verantwortung zu entziehen, die postnomadische Urbanität bietet Freiheiten, sich auszuklinken. Diejenigen, deren *way of life* unter „Nomadismus“ firmiert, stehen bekanntlich weder für Freiheit von Verpflichtungen noch für Indifferenz oder exterritoriale Bindungslosigkeit. Hier von unbenommen bleibt das allegorische Potenzial des Nomadischen attraktiv, und weshalb sollte man ausgerechnet in der Mongolei darauf verzichten, mit *nomadism-to-go* jeglicher Couleur zu experimentieren?

³⁹ Ole Bruun, *Nomadic Herders and the Urban Attraction*, in: ders./Li Narangoa (Hrsg.), *Mongols from Country to City. Floating Boundaries, Pastoralism and City Life in the Mongol Lands*, Kopenhagen 2006, S. 162–184, hier: S. 182.

⁴⁰ Orkhon Myadar, *Imaginary Nomads: Deconstructing the Representation of Mongolia as a Land of Nomads*, in: *Inner Asia*, 13 (2011) 2, S. 335–362, hier: S. 339.

⁴¹ Ebd., S. 335.

Anna Lipphardt

Der Nomade als Theoriefigur, empirische Anrufung und Lifestyle-Emblem. Auf Spurensuche im Globalen Norden

Während sich in den vergangenen Jahrzehnten die Lebensbedingungen für Hirtennomaden infolge offener politischer Diskriminierung und

Anna Lipphardt

Dr. phil.; Juniorprofessorin,
Leiterin der Forschungsgruppe
Cultures of Mobility in Europe
(COME), Albert-Ludwigs-Universität
Freiburg, Institut für Volkskunde,
Maximilianstraße 15,
79100 Freiburg/Br.
anna.lipphardt@
eu-ethno.uni-freiburg.de

struktureller Benachteiligung, von Landkonflikten, sich wandelnden ökonomischen Rahmenbedingungen und des Klimawandels weltweit verschlechtert haben, entwickelte sich der Nomadismus im Globalen Norden

– und insbesondere in (West-)Europa – im selben Zeitraum zu einem wichtigen Referenzpunkt. In zahlreichen Diskurs- und Praxiskontexten (post)industrieller Gesellschaften, in denen Mobilität eine herausgehobene Rolle spielt, wird heute emphatisch Bezug auf „das Nomadische“, „den Nomaden“ oder „Nomadismus“ genommen.¹

Eingeführt von den französischen Philosophen Gilles Deleuze und Felix Guattari in den 1980er Jahren,² hat sich der Nomade seither als zentrale Theoriefigur etabliert, die für ein hohes Maß an Mobilität sowie für Freiheit, Grenzüberschreitung und Nonkonformismus steht. Großen Nachhall fand der Nomade auch im Kunstbereich, wo er längst zu einer Standardreferenz geworden ist. Darüber hinaus beziehen sich heute Vertreter aus zahlreichen, ganz unterschiedlichen professionellen Milieus in ihrer Selbstbezeichnung auf den Nomaden – von der sogenannten *creative class* über den Medien- und

IT-Bereich bis hin zu Management und Unternehmensberatung. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich nomadische Selbstreferenzierungen außerdem unter Backpackern, Lifestyle-Migranten und den sogenannten Superreichen. Inzwischen taucht der Nomade zudem regelmäßig als theoretische Referenz in empirischen Studien zur Mobilität dieser Gruppen auf.³ Und *last but not least* ist er zum populären Label in Architektur und Design geworden, was sich in einer wachsenden Zahl an entsprechenden Produktnamen von rollbaren Schlafsofas über Kopfhörer bis hin zu iPad-Hüllen und aufwendigen Bildbänden mit Titeln wie „New Hotels for Global Nomads“ oder „The New Nomads. Temporary Spaces and a Life on the Move“ widerspiegelt.⁴

In all diesen Fällen ist ohne Zweifel ein hohes Maß an Mobilität im Spiel. Doch welche Praktiken und Absichten, konzeptionellen Vorstellungen und politischen Bewertungen verbergen sich hinter den jeweiligen Anrufungen des Nomadischen? Ich greife in diesem Beitrag „Nomadismus“ im Sinne der Kulturwissenschaftlerin Mieke Bal als „wan-

¹ Der vorliegende Beitrag greift auf meine Überlegungen zur Figur des Nomaden im Kunstbereich und in der Tourismusforschung zurück. Vgl. Anna Lipphardt, Auf den Spuren des Neuen Nomaden. Zur Karriere einer Figur in Kulturtheorie, Tourismusforschung und Backpacker-Szene, in: Voyage. Jahrbuch für Reise- und Tourismusforschung 2014, S. 202–217; dies., The Nomadic Artist. Three Reasons to Say Good-bye to a Fantasy, in: Solitude Yearbook, 12 (2014), S. 134f.

² Gilles Deleuze/Felix Guattari, *Traité de nomadologie. La machine de guerre*, in: dies., *Mille Plateaux. Capitalisme et schizophrénie II*, Paris 1980, S. 434–527 (dt. Ausgabe: *Abhandlung über Nomadologie. Die Kriegsmaschine*, in: dies., *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie II*, Berlin 2003, S. 481–584).

³ Vgl. etwa die Aufsätze im Themenheft „Work Practices, Nomadcity and the Mediational Role of Technology“, *Computer Supported Cooperative Work (CSCW)*, 23 (2014) 2; Anthony D’Andrea, *Global Nomads. Techno and New Age as Transnational Countercultures in Ibiza and Goa*, London–New York 2007; Pola Bousiou, *The Nomads of Mykonos. Performing Liminalities in a ‚Queer‘ Space*, New York 2008.

⁴ Vgl. Donald Albrecht/Elizabeth Johnson, *New Hotels for Global Nomads*, London–New York 2002; Robert Klanten et al., *The New Nomads. Temporary Spaces and a Life on the Move*, Berlin 2015; bereits in den 1970er Jahren erschien James Hennessey/Victor Papanek, *Nomadic Furniture 1*, New York 1973, sowie dies., *Nomadic Furniture 2*, New York 1974, die bald als Designklassiker galten.

dernden Begriff“ (*travelling concept*) auf und spüre ihm in ausgewählten Diskurs- und Praxiskontexten nach. Für Bal sind Begriffe „niemals bloß deskriptiv (...), niemals unschuldig“, sondern „programmatisch und normativ“.¹⁵ Vor allem aber sieht sie in ihnen „nichts ein für allemal Feststehendes. Sie wandern: zwischen den Fächern, zwischen einzelnen Wissenschaftlern sowie zwischen historischen Perioden und geographisch verstreuten akademischen Gemeinschaften. (...) (I)hre Reichweite und ihr operativer Wert müssen nach jedem Ausflug von neuem bewertet werden.“¹⁶

Ausgehend von konzeptionellen Überlegungen, die aus der empirischen Erforschung nomadischer Lebensweisen entwickelt wurden, wende ich mich zwei eng miteinander verknüpften Diskurs- und Praxisbereichen zu, die einen zentralen Beitrag zur Popularisierung des Nomadischen im Globalen Norden geleistet haben: Kulturtheorie und Kunst. Der darauffolgende Abschnitt wirft einen Blick darauf, wie sich Mobilität für Künstlerinnen und Künstler im Alltag gestaltet. Im Anschluss an diese Suchbewegungen wird schließlich die analytische und politische Tragfähigkeit des Begriffs in Bezug auf Mobilität in Europa hinterfragt: Inwieweit lassen sich Mobilitätsmodi, -ursachen und -erfahrungen der Milieus, die sich als „neonomadisch“ apostrophieren, mit denen nomadisch lebender Gruppen vergleichen? Welche Aspekte werden ausgeblendet, wenn wir im Zuge der Globalisierung aufgekommene hochmobile Lebens- und Arbeitsarrangements durch die nomadische Brille betrachten?

Konzeptionelle Ausgangspunkte der empirisch orientierten Nomadismusforschung

Für die empirische Forschung zum Nomadismus, die vorwiegend von Anthropologen und Geografinnen im Rahmen ethnografischer Landzeitstudien verfasst wurde, stellt dessen Konzeptualisierung eine der zentralen Grundsatzfragen dar. Der vom griechischen

¹⁵ Mieke Bal, *Kulturanalyse*, Frankfurt/M. 2002, S. 13.

¹⁶ Ebd., S. 11; vgl. auch dies., *Travelling Concepts in the Humanities. A Rough Guide*, Toronto 2002.

nomás („weidend umherziehend“) abgeleitete Begriff „Nomade“ ist keine Eigenbezeichnung, sondern wurde als Sammelbegriff von Außenstehenden wie Staatsvertretern, Missionaren und Forschenden geprägt. Die betreffenden Gruppen selbst bezeichnen sich meist nach ihrem Familienverband, ihrem Herkunftsgebiet oder ihrer Tätigkeit.¹⁷ Seit der Jahrtausendwende greifen zudem mehr und mehr dieser Gruppen im Kontext von internationalen Menschenrechtsinitiativen und der Entwicklungszusammenarbeit auf die Bezeichnungen *mobile peoples* oder *mobile indigenous peoples* zurück.¹⁸ Während Nomadismus generell als Konzept verstanden wird, das sich auf mobile Raumnutzung und damit verbundene Subsistenzmodi bezieht, gehen die Meinungen auseinander, welche Gruppen als Nomaden angesehen werden können. Der traditionellen Auffassung zufolge ist der Begriff ausschließlich für Hirtennomaden zu verwenden und bezeichnet „a specific way of life practiced in the dry belt of the Old World, a socio-ecological mode of culture“.¹⁹

Forscher und Expertinnen aus relevanten Praxisfeldern beziehen heute neben Hirtennomaden indes auch mobile Sammler und Jäger sowie die sogenannten Dienstleistungsnomaden oder peripatetische Minderheiten mit ein. Mit letzteren Begriffen werden seit den späten 1970er Jahren mobile Gruppen bezeichnet, die ihren Lebensunterhalt mit hochspezialisierten Dienstleistungen wie Unterhaltung, handwerklichen oder rituellen Tätigkeiten oder dem Handel mit besonderen Gütern verdienen.¹⁰ Eine

¹⁷ Vgl. Annegret Nippa, *Nomaden*, in: dies. (Hrsg.), *Kleines Abc des Nomadismus*, Hamburg 2011, S. 138f.

¹⁸ Vgl. Standing Committee for the Dana Declaration, *Dana Declaration Publicity Booklet*, Wadi Dana 2002.

¹⁹ Fred Scholz, *Nomads/Nomadism in History*, in: Neil J. Smelser/Paul B. Baltes (Hrsg.), *International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences*, Amsterdam 2004, S. 10650–10655, hier: S. 10650. Vgl. auch ders., *Nomadismus. Theorie und Wandel einer sozioökologischen Kulturweise*, Stuttgart 1995.

¹⁰ Vgl. Robert Hayden, *The Cultural Ecology of Service Nomads*, in: *The Eastern Anthropologist*, 32 (1979) 4, S. 297–309; Matt T. Salo, *Peripatetic Adaptation in Historical Perspective*, in: *Nomadic Peoples*, (1986) 21–22, S. 7–35; Aparna Rao (Hrsg.), *The Other Nomads. Peripatetic Minorities in Cross-Cultural Perspective*, Köln–Wien 1997; Joseph Berland/dies. (Hrsg.), *Customary Strangers. New Perspectives on Peripatetic Peoples in the Middle East, Africa, and Asia*, Westport 2004.

breit gefasste Definition, die diese Gruppen berücksichtigt, bieten der Sozialgeograf Jörg Gertel und die Anthropologin Sandra Calkins an. Sie verstehen Nomadismus als „eine Lebensform, die durch permanente oder zyklische Mobilität gekennzeichnet ist und die meist von Gruppen vollzogen wird, die sich durch exklusive Heiratsregeln auszeichnen. Zweitens verstehen wir als Nomaden, wer sich seine Lebensweise durch extensive Weidewirtschaft verdient, oder durch andere Formen der Mobilität wie saisonale Wanderarbeit durch sogenannte Dienstleistungsnomaden. Drittens kommen Nomaden durch ihre Verflechtungen und Bewegungen stets in unterschiedlichen Zusammenhängen mit Sesshaften in Berührung.“¹¹

Ausgehend von dieser Definition möchte ich hier vier ineinandergreifende analytische Parameter vorschlagen, die sowohl eine differenzierende Perspektivierung für die empirische Untersuchung mobiler Arbeits- und Lebensarrangements erlauben als auch geeignet sind für eine kritische Ausleuchtung der Theoriefigur des Nomaden und dessen begrifflicher Metamorphosen im Kontext postindustrieller Gesellschaften: erstens Mobilitätsmuster und -modi; zweitens Wirtschafts- und Subsistenzweisen; drittens gruppeninterne Sozialität und viertens Beziehungen zur Umgebungsgesellschaft, sowohl unmittelbar auf lokaler Ebene, als auch im Hinblick auf staatliche Akteure und Institutionen.

Kulturtheoretische und künstlerische Anrufungen des Nomadischen

Als theoretische Figur wurde der Nomade von Gilles Deleuze und Felix Guattari in ihrem 1980 erschienenen Traktat „Mille Plateaux“ („Tausend Plateaus“) eingeführt.¹² Die beiden französischen Philosophen kon-

struierten ihn als „Kriegsmaschine“ in Opposition zu hegemonialen Machtpositionen und statischen Gesellschaftsstrukturen, als Figur des Widerstands, deren subversives Potenzial sich aus der permanenten Grenzüberschreitung, Bewegungsfreiheit und einem hohen Maß an Flexibilität ergab.¹³ Dabei ging es Deleuze und Guattari weder darum, auf der Basis von empirischen Daten zur Lebensweise nomadischer Gruppen theoretische Erkenntnisse abzuleiten, noch darum, mit Zuhilfenahme der nomadischen Figur Mobilitätsphänomene zu theoretisieren. Vielmehr diente ihnen diese mobile Denkfigur dazu, eine radikal subjektive, postnationale Strategie des politischen Denkens und Handelns zu entwickeln. Die Zahl der Forscherinnen und Forscher, die sich kritisch mit dem Theorie-Nomaden nach Deleuze und Guattari auseinandergesetzt haben, ist gering. Nach Ansicht der Literaturwissenschaftlerin Caren Kaplan basiert etwa seine Konzeptionalisierung auf „ahistorical modernist aesthetics and Eurocentric cultural appropriations“.¹⁴

Der Kulturwissenschaftler Christopher L. Miller kommt in seiner Analyse der Werke, auf die Deleuze und Guattari sich in „Tausend Plateaus“ beziehen, zu einem ähnlichen Schluss. Die zitierten Studien sind vorwiegend von westlichen Denkern und Schriftstellern verfasst, die zumeist in stark romanisierender, unsystematischer Art und Weise über nomadische Gruppen reflektieren. Die wenigen empirisch basierten Studien, auf die Bezug genommen wird, sind wiederum stark von den kolonialen Rahmenbedingungen und Perspektiven geprägt, in deren Kontext sie realisiert wurden.¹⁵

Die positive Rezeption des Nomaden von Deleuze und Guattari ist weitaus wirkmächtiger. Autorinnen und Autoren wie die fe-

¹¹ Sandra Calkins/Jörg Gertel, Einleitung, in: dies. (Hrsg.), *Nomaden in unserer Welt*, Bielefeld 2011, S. 13; eine gute phänomenologische Einführung bietet auch Anatoly Khazanov, *Nomads and the Outside World*, Madison 1994².

¹² Vgl. G. Deleuze/F. Guattari (Anm. 2); für frühere Bezugnahmen auf das Nomadische in der angloamerikanischen Sozialtheorie vgl. Tim Cresswell, *Imagining the Nomad. Mobility and the Postmodern Primitive*, in: Georges Benko (Hrsg.), *Space and Social Theory*, Oxford u. a. 1997, S. 360–379.

¹³ Siehe insb. G. Deleuze/F. Guattari 2003 (Anm. 2), S. 522–585.

¹⁴ Caren Kaplan, *Questions of Travel. Post-modern Discourses of Displacement*, Durham–London 1996, S. 24.

¹⁵ Vgl. Christopher Miller, *The Postidentitarian Predicament in the Footnotes of A Thousand Plateaus. Nomadology, Anthropology, and Authority*, in: *Diacritics*, 23 (1993) 3, S. 6–35. Eine weitere ideengeschichtlich ausgerichtete Kritik findet sich bei Dick Pels, *Privileged Nomads On the Strangeness of Intellectuals and the Intellectuality of Strangers*, in: *Theory, Culture, Society*, 16 (1999) 1, S. 63–86.

ministische Philosophin Rosi Braidotti, der Medientheoretiker Vilém Flusser oder der Literaturtheoretiker Michael Hardt und der Politologe Antonio Negri haben in den vergangenen Jahrzehnten im Anschluss an Deleuze und Guattari maßgeblich zur Kanonisierung der nomadischen Figur in Kulturtheorie und politischer Theorie beigetragen, wobei sie Aspekte wie Kosmopolitismus, Nonkonformismus und Freiheit in ihren Adaptionen noch stärker hervorheben.¹⁶

Zur gleichen Zeit trat der Nomade zunehmend in einem außeruniversitären Kontext in Erscheinung – der Kunstwelt. Befördert von Kuratoren, Kunstwissenschaft und Kunstkritik hat sich der Nomade hier seit den 1980er Jahren fest etabliert.¹⁷ Parallel zu diesem theoretisch orientierten Diskurs begannen Künstlerinnen und Künstler sich im Rahmen ihrer kreativen Arbeit zunehmend mit Phänomenen des Mobilen zu beschäftigen und nahmen somit auch eine wegweisende Rolle bei der Ästhetisierung von Mobilität ein. Während die traditionelle Künstlerreise neue Perspektiven durch den Aufenthalt an unbekanntem Orten eröffnet hatte, rückten nun zunehmend das Unterwegssein, der Transit und das Reisen selbst in den künstlerischen Fokus.¹⁸ Dabei griffen Künstlerinnen und Künstler aus unterschiedlichen Disziplinen zunehmend auf Strategien, Techniken und Präsentationsformen zurück, die Bewegung und Relokalisierung gezielt aufgreifen und fruchtbar machen. Zu einem Zeitpunkt, zu dem häufige, sich über weite Distanzen erstreckende Mobilität im Kunst-

¹⁶ Vgl. etwa Rosi Braidotti, *Nomadic Subjects. Embodiment and Sexual Difference in Contemporary Feminist Theory*, New York 1994; Vilém Flusser, *Nomaden*, in: Horst Gerhard et al. (Hrsg.), *Eine Nomadologie der Neunziger. Ein literarisches Forum des Steirischen Herbstes*, Bd. 1, Graz 1990, S. 13–38; Michael Hardt/Antonio Negri, *Empire. Die neue Weltordnung*, Frankfurt/M. 2002; Jaques Attali, *Die Welt von Morgen. Eine kurze Geschichte der Zukunft*, Berlin 2008; Winfried Gebhardt/Ronald Hitzler (Hrsg.), *Nomaden, Flaneure, Vagabunden. Wissensformen und Denkstile der Gegenwart*, Wiesbaden 2006.

¹⁷ Zur Zirkulation des Nomadischen in Kunsttheorie und Ausstellungspraxis vgl. Birgit Haehnel, *Regelwerk und Umgestaltung. Nomadische Denkweisen in der Kunstwahrnehmung nach 1945*, Berlin 2006.

¹⁸ Vgl. etwa Paolo Bianchi (Hrsg.), *Atlas der Künstlerreisen*, Köln 1997.

bereich zu einem unverzichtbaren Karriere-Asset geworden ist, inszenieren sich heute zudem viele Künstlerinnen und Künstler im Rahmen ihrer öffentlichen Selbstdarstellung als Nomaden, das heißt als dauermobile kosmopolitische Grenzüberschreiter.¹⁹ In der vergangenen Dekade haben so Kunstprojekte und künstlerische Selbstdarstellung, Forschung, Kulturkritik, kuratorische Konzepte, *branding* und PR-Strategien, *Artists-in-Residency*-Programme und kulturpolitische Initiativen dazu beigetragen, den Nomaden als wirkmächtiges Dispositiv zu etablieren – nicht nur im Kulturbereich, sondern weit darüber hinaus. Nach dem Philosophen Michel Foucault handelt es sich bei einem Dispositiv um „ein entschieden heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architektonische Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebenso wohl wie Ungesagtes umfasst. (...) Das Dispositiv selbst ist das Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft werden kann.“²⁰

Dank zweier Faktoren, die außerhalb der Kunst liegen, hat das nomadische Dispositiv weiter Fahrt aufgenommen. Zum einen haben Ökonomen Künstler – beziehungsweise die sogenannte *creative class* – aufgrund ihrer hohen Risikobereitschaft, Flexibilität und kosmopolitischen Einstellung inzwischen als Vorreiter des postfordistischen Wirtschaftsmodells entdeckt.²¹ Eng angelehnt an diesen ökonomistischen Diskurs schreibt auch das neue Forschungsfeld

¹⁹ Vgl. ders., *Der Künstler, Narr und Nomade*, in: *Kunstforum International*, (1991) 112, S. 98–132; Peter Schneemann, „Miles and More“. Welterfahrung und Weltentwurf des reisenden Künstlers in der Gegenwart, in: Alexandra Karentzos et al. (Hrsg.), *Topologien des Reisens. Tourismus – Imagination – Migration*, Trier 2010, S. 80–89.

²⁰ Michel Foucault, *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*, Berlin 2000, S. 119f.

²¹ Für eine kritische Skizze dieser Entwicklung vgl. Luc Boltanski/Ève Chiapello, *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz 2002; zur (unkritischen) Popularisierung dieser Lesart hat der Wirtschaftsautor und Unternehmensberater Richard Florida maßgeblich beigetragen. Vgl. Richard Florida, *The Rise of the Creative Class. And How It's Transforming Work, Leisure, Community and Everyday Life*, New York 2002.

der Mobility Studies der *creative class* eine paradigmatische Rolle für das Verständnis zunehmender Mobilität und Globalisierung zu. Als „Mobilitätspionieren“ oder „neuen Nomaden“ wird Kreativen in den Mobility Studies gegenwärtig eine bedeutende epistemische Position zugeschrieben – sowohl, wenn es um Theoriebildung und Konzeptualisierung geht, als auch im Kontext empirischer Studien, wo sie eine der zentralen Referenzgruppen darstellen.¹²²

Abgesehen von Autoren wie dem Ökonomen Richard Florida, denen harte Zahlen wichtiger sind als komplexe kulturtheoretische Konzepte, beziehen sich fast alle Mitgestalter des nomadischen Dispositivs – sei es in Kunst, Wirtschaft oder den Mobility Studies – auf Deleuze und Guattari als zentralen theoretischen Referenzpunkt. Als eindeutig positiv konnotierte Figur verkörpert ihr Nomade die Verbindung dreier Aspekte: erstens Freiheit und Unabhängigkeit, zweitens Nonkonformismus und Avantgarde (oder zumindest Fortschritt) und drittens hochfrequentes Reisen über weite geografische Distanzen.

Künstlermobilität: Phänomenologischer Reality Check

Zu den besonders enthusiastischen Wahlverwandten des Nomaden gehören Künstlerinnen und Künstler im Globalen Norden, insbesondere in der EU. Deren mobile Lebens- und Arbeitsarrangements sollen im Folgenden entlang der eingangs angeführten analytischen Parameter – Mobilitätsmuster und -modi, Ökonomie und Arbeitsorganisation, soziale Beziehungen – näher betrachtet werden.

Auf struktureller Ebene eröffnet die EU durch die garantierten Rechte auf mobile Freizügigkeit und künstlerische Freiheit sowie die im Vergleich zu anderen Weltregionen großzügige finanzielle Kulturförderung den größten Möglichkeitsraum – zumindest für diejenigen Kulturschaffenden, die über die Staatsangehörigkeit eines EU-Staates oder ein permanentes Aufenthaltsrecht in-

nerhalb der EU verfügen.¹²³ Die zunehmende politische, rechtliche und wirtschaftliche Integration der EU ging mit zwei Entwicklungen einher, die künstlerische Mobilität noch weiter ankurbelten: zum einen mit dem Ausbau des Netzes an Billigflug- und Fernzuglinien und dem Innovationsschub in Kommunikations- und IT-Bereich, zum anderen mit der fortschreitenden Auflösung kultureller Institutionen zugunsten außergewöhnlicher Events wie Festivals und Biennalen und der Projektifizierung weiterer Teile des Kunstbetriebs. Während die EU also seit Ende des Ost-West-Konflikts Möglichkeiten für den künstlerischen Austausch und die individuelle künstlerische Freiheit geschaffen hat, wie sie vor 1989 unvorstellbar waren, bewirkte die gleichzeitige Neoliberalisierung des Kulturbereiches einen zunehmenden Mobilitäts- und Konkurrenzdruck.

Gehen wir von der strukturellen Ebene auf die Ebene der individuellen künstlerischen Trajekte (Fahrten), so weisen diese meist einen hohen Grad an Asymmetrie, Unplanbarkeit und Fragmentierung auf, sowohl in Bezug auf ihre räumliche als auch auf ihre zeitliche Dimension. Insbesondere die Trajekte freischaffender Künstler richten sich danach aus, wo sie Finanzierungsmöglichkeiten für ihre Arbeit finden. Weil sich ihre Verdienst- und Präsentationsmöglichkeiten – Zuschauer, Kulturinstitutionen, professionelle Netzwerke und relevante Marktakteure – meist in urbanen Zentren befinden, bewegen sie sich überwiegend zwischen großen Städten und sind dafür auf den Transport per Zug und Flugzeug angewiesen.

Künstlerinnen und Künstler reisen in der Regel alleine, als Freischaffende, oder auf Vertragsbasis als Teil eines künstlerischen Ensembles, und nicht mit ihren Familien,

¹²³ Die Mobilitätsmöglichkeiten für Künstlerinnen und Künstler aus anderen Regionen als der EU sind dem gegenüber weitaus beschränkter. Dies gilt insbesondere in Ländern, die mobile Freizügigkeit und künstlerische Freiheit einschränken, wie die prominenten Fälle des chinesischen Aktionskünstlers Ai Weiwei oder des iranischen Filmemachers Jafar Panahi deutlich machen, die ihre Heimatländer nicht verlassen dürfen, oder der Fall von Salman Rushdie, der viele muslimische Länder aufgrund der dort gegen ihn verhängten Fatwah nicht mehr besuchen kann.

¹²² Vgl. etwa Weert Canzler et al. (Hrsg.), *Tracing Mobilities. Towards a Cosmopolitan Perspective*, Aldershot–Burlington 2008.

geschweige denn in einem erweiterten Familienverband. Für viele stellen die hohen Mobilitätsanforderungen daher eine große Herausforderung für ihre engeren sozialen Beziehungen dar. Für die Dauer eines Projekts oder einer *residency* bilden sich häufig „temporäre Gemeinschaften“. Der hohe Grad an Internationalität, der künstlerische Kontexte prägt und die große Intensität, mit der dort in der Regel gearbeitet wird, haben zur Folge, dass diese häufig die Form eines Paralleluniversums annehmen. Dieses ist zwar international bestens vernetzt, lässt jedoch außer bei längerfristig angelegten, ortsbezogenen Projekten relativ wenig Raum für den Kontakt mit der lokalen Umgebung und Menschen außerhalb des Kunstbetriebs.

Zur analytischen und politischen Tragfähigkeit des Nomadismus-Begriffs

Der Nomade ist im Globalen Norden als Mobilitätsfigur so beliebt wie nie zuvor, und sein Erfolgsweg wird ohne Zweifel noch eine Weile anhalten. Als Referenz für die kritische Auseinandersetzung mit den komplexen Mobilitätsdynamiken des 21. Jahrhunderts wie auch als subversive Denkfigur hat er meiner Meinung nach ausgedient.

Der phänomenologisch orientierte Blick auf die mobilen Arbeits- und Lebensarrangements von nomadischen Gruppen und Künstlerinnen und Künstlern (die hier exemplarisch für mobile Hochqualifizierte insgesamt stehen) zeigt, dass diese in jedem relevanten Parameter weit voneinander abweichen oder sich sogar diametral gegenüberstehen. Dies wird bereits beim Blick auf die unterschiedlichen Mobilitätsmuster und -modi deutlich. Die zyklischen Bewegungen von Hirtennomaden, die sich per Pickup, Schneemobil oder reitend im Tempo ihrer Tiere fortbewegen, haben wenig zu tun mit den Langstreckenreisen zu den diversen Destinationen, auf denen sich „neue Nomaden“ per Bahn oder Flugzeug transportieren lassen. Hinsichtlich ökologischer Aspekte ist die Ungleichheit zwischen beiden Gruppen besonders frappierend – tragen doch die *frequent flyers* mit ihrem großen CO₂-Fußabdruck nicht unwesentlich zum Klimawandel bei, der die Lebensgrundlage vieler Hirtennomaden bedroht.

Des Weiteren bestehen große Unterschiede in Bezug auf Sozialgefüge und Vergemeinschaftung. Hirtennomaden können ihre mobile Lebensweise nur in Gemeinschaft praktizieren, weil Arbeits- und Ressourcenteilung eine Grundvoraussetzung ist, um in der harschen Umgebung, in der sie sich bewegen, überleben zu können. Der „neue Nomade“ (der im Deutschen übrigens fast immer nur in der maskulinen Form auftaucht) hingegen reist alleine durch die Welt. Mobilität mag hier zwar zu individueller Selbstverwirklichung führen, sie erschwert aber zugleich, langfristige soziale Nahbeziehungen aufrechtzuerhalten, und geht, trotz der temporären Wahlfamilien, denen man sich unterwegs vielleicht anschließt, mit Vereinzelung und oft auch mit Einsamkeit einher.

Wer privilegierte Mobilität im Globalen Norden als „nomadisch“ bezeichnet, trägt somit analytisch nichts zu einem differenzierten Verständnis mobiler Phänomene und Erfahrungen bei. Stattdessen wird dadurch die Verschleierung beziehungsweise Ausblendung der enormen Machtunterschiede zwischen beiden Gruppen befördert. Während nomadische Gruppen in den meisten Ländern auch heute noch als rückständige Störenfriede angesehen werden, die die öffentliche Ordnung bedrohen, genießen mobile Hochqualifizierte im Globalen Norden hohe soziale Anerkennung und politische Unterstützung als Vorreiter der globalisierten Weltgesellschaft und -wirtschaft. Während die einen also aufgrund ihrer Mobilität mit offener Diskriminierung und struktureller Benachteiligung konfrontiert sind,¹⁴ stehen den anderen weitreichende Privilegien offen – die sie allerdings nicht vor prekären Aspekten auf der sozialen und emotionalen Ebene schützen.

Selbstverständlich lassen sich diese Aspekte ausblenden, um den Nomaden als Denkfigur in einem ahistorisch, entpolitisierten

¹⁴ Viele Angehörige von Gruppen, die traditionell mobile Lebens- und Arbeitsarrangements praktizieren oder denen diese zugeschrieben werden, leiden darüber hinaus unter der rassistischen Essentialisierung ihrer tatsächlichen oder imaginierten Mobilität – auch innerhalb der EU. Vgl. etwa Angela Drakakis-Smith, *Nomadism a Moving Myth? Policies of Exclusion and the Gypsy/Traveller Response*, in: *Mobilities*, 2 (2007) 3, S. 463–487; Esteban C. Acuña, *The Racialization of Nomadism. Provincializing ‚Sedentarism‘ by Tracing Trans-Atlantic Romani Mobilities*, in: *Transfers*, 5 (2015) 3 (i. E.).

Theoriehabitat zu bewahren und in Dienst zu nehmen. Doch wie weit trägt dies zum heutigen Zeitpunkt noch? Deleuze und Guattari haben ihren Nomaden einst als subversive Figur in Opposition zum hegemonialen (französischen) Nationalstaat entworfen. Das ist inzwischen fast vierzig Jahre her. Als zentraler Referenzrahmen und Reibungspunkt hat der Nationalstaat im Zuge von Globalisierung, europäischer Integration und Neoliberalisierung seither viel von seiner damaligen Macht und Bedeutung eingebüßt. Zugleich haben Grenzüberschreitung, Subjektivierung, Flexibilität und Mobilität ihr subversives Potenzial verloren und sind zur gesamtgesellschaftlichen Norm geworden.

Der Theorienomade leistet heute keinen Widerstand mehr, er schwimmt mit dem Strom beziehungsweise diesem voraus. Mir scheint es daher an der Zeit, sich von ihm als Projektionsfläche und Leitfigur zu verabschieden und stattdessen die Aufmerksamkeit auf die Entwicklung neuer theoretischer Zugänge, konzeptioneller Kategorien

und differenzierender Begrifflichkeiten zu richten. Die empirisch fundierte Nomadismusforschung kann uns dabei helfen, den konzeptionellen Blick für die komplexen Zusammenhänge zwischen Mobilität, Ökologie, Ökonomie, Raumpolitik und Sozialgefüge zu schärfen. Eine differenzierende Mobilitätsforschung des 21. Jahrhunderts muss in ihrer Theoriebildung und empirischen Ausrichtung unterschiedliche mobile Realitäten berücksichtigen und den Blick gezielt auf Ungleichheiten richten, die die Mobilität einzelner Menschen oder Gruppen beeinflussen beziehungsweise durch Mobilität entstehen.²⁵ Dabei gilt es, einen kritischen analytischen Abstand zu den Mobilitätsfiguren zu wahren, die von Wirtschaft und Politik aufs Podest gehoben werden.

²⁵ Vgl. auch Katharina Manderscheid, *Unequal Mobilities*, in: Timo Ohnmacht et al. (Hrsg.), *Mobilities and Inequality*, Aldershot 2009, S. 27-50.

Politisch, aktuell und digital

APuZ – auch im ePub-Format
für Ihren E-Reader. Kostenfrei auf
www.bpb.de/apuz



„APuZ aktuell“, der Newsletter von

Aus Politik und Zeitgeschichte

Wir informieren Sie regelmäßig und kostenlos per E-Mail über die neuen Ausgaben.

Online anmelden unter: www.bpb.de/apuz-aktuell

APuZ

Nächste Ausgabe

28-30/2015 · 6. Juli 2015

Föderalismus

Eva Marlene Hausteiner

Föderation als Bundesstaat?
Begriffliche Traditionen, politische Alternativen

Nathalie Behnke

Stand und Perspektiven der Föderalismusforschung

Henrik Scheller

Der „erschöpfte Föderalstaat“ – Reformdebatte
und Verfassungsrealität im deutschen Bundesstaat

Sven Leunig

Subsidiarität als Kompetenzordnungsregel
im deutschen Föderalismus

Alexander Hoppe · Johannes Müller-Gómez

Wege aus der Legitimitätskrise:
Chancen eines europäischen Föderalismus

Felix Schulte

Frieden durch Föderalismus?

Ole Frahm

Zentralisierung und Föderalismus in Afrika



Die Texte dieser Ausgabe stehen – mit Ausnahme der Abbildung – unter einer Creative Commons Lizenz vom Typ Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland.

Herausgegeben von
der Bundeszentrale
für politische Bildung
Adenauerallee 86
53113 Bonn



Redaktion

Anne-Sophie Friedel (Volontärin)
Barbara Kamutzki
Johannes Piepenbrink
Anne Seibring
(verantwortlich für diese Ausgabe)
Telefon: (02 28) 9 95 15-0
www.bpb.de/apuz
apuz@bpb.de

Redaktionsschluss dieses Heftes:
12. Juni 2015

Druck

Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH
Kuhessenstraße 4–6
64546 Mörfelden-Walldorf

Satz

le-tex publishing services GmbH
Weißensefer Straße 84
04229 Leipzig

Abonnementservice

Aus Politik und Zeitgeschichte wird
mit der Wochenzeitung **Das Parlament**
ausgeliefert.

Jahresabonnement 25,80 Euro; für Schüle-
rinnen und Schüler, Studierende, Auszubil-
dende (Nachweis erforderlich) 13,80 Euro.
Im Ausland zzgl. Versandkosten.

Frankfurter Societäts-Medien GmbH
Vertriebsabteilung **Das Parlament**
Frankenallee 71–81
60327 Frankfurt am Main
Telefon (069) 7501 4253
Telefax (069) 7501 4502
parlament@fs-medien.de

Nachbestellungen

Publikationsversand der Bundeszentrale
für politische Bildung/bpb
Postfach 501055
18155 Rostock
Fax.: (038204) 66273
bestellungen@shop.bpb.de
Nachbestellungen ab 1 kg (bis 20 kg)
werden mit 4,60 Euro berechnet.

Die Veröffentlichungen
in **Aus Politik und Zeitgeschichte**
stellen keine Meinungsäußerung
der Herausgeberin dar; sie dienen
der Unterrichtung und Urteilsbildung.

ISSN 0479-611 X

Nomaden

APuZ 26–27/2015

- Jörg Gertel*
3–10 **Nomaden – Aufbrüche und Umbrüche in Zeiten neoliberaler Globalisierung**
Der tiefgreifende Umbau der Weltwirtschaft hat die Lebenszusammenhänge von nomadischen Gruppen vielerorts aufgebrochen und radikal verändert. Ihre Handlungsspielräume werden besonders durch Privatisierung von Weiden, ordnungspolitische Zugangsbarrieren und Verknappung von Vermarktungschancen immer kleiner.
- Ulrike Jureit*
10–17 **Herrschaft im kolonialen Raum: Territorialität als Ordnungsprinzip**
Der koloniale Staat orientierte sich am europäischen Modell des territorialen Flächenstaates. Mobile Lebensformen galten in diesem Ordnungsentwurf, für den die bürokratische Erfassung der Bevölkerung in einem fest definierten Territorium konstitutiv war, als ungehorsam und potenziell widerständig.
- Robert Kindler*
18–24 **Sesshaftmachung als Unterwerfung – Die kasachischen Nomaden im Stalinismus**
Die Sesshaftmachung der kasachischen Nomaden war der Versuch des Sowjetstaates, die Bevölkerung der Steppe seiner Herrschaft zu unterwerfen. Das Resultat war eine Hungersnot, der mehr als 1,5 Millionen Menschen zum Opfer fielen. Bis heute sind die Folgen dieser Katastrophe in Kasachstan zu spüren.
- Ines Stolpe*
25–31 **Truly Nomadic? Die Mongolei im Wandel**
In der Mongolei der Gegenwart hat weniger die real existierende mobile Weidewirtschaft als das Motiv eines mythischen „Nomadischen“ Konjunktur. Der Beitrag behandelt Beziehungen zwischen räumlicher und sozialer Mobilität sowie politische Dimensionen kultureller Repräsentation.
- Anna Lipphardt*
32–38 **Der Nomade als Theoriefigur, empirische Anrufung und Lifestyle-Emblem. Auf Spurensuche im Globalen Norden**
Während sich die Lebensbedingungen für Hirtennomaden verschlechtert haben, entwickelte sich der „Nomadismus“ im Globalen Norden zu einem wichtigen Referenzpunkt. Der Blick auf privilegierte Mobilitäten in der EU macht allerdings deutlich, dass es Zeit ist, sich von ihm als Leitfigur zu verabschieden.